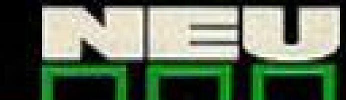
1,90 DM / Band 663
Schweiz Fr 1,90 / Österr. S 15,-



BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Das Unheil erwacht

Frankreich F 8,50 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,40 / Spanien P 150



Das Unheil erwacht

John Sinclair Nr. 663

Teil 1/5

von Jason Dark

erschienen am 19.03.1991

Titelbild von Oliviero Berni

Sinclair Crew

Das Unheil erwacht

FLÜSSIGES LEBEN! Nur dieser eine Begriff beherrschte das denken meines Freundes und ließ sich auch aus meinen Gedanken nicht vertreiben. Wir wussten jetzt, wie wir Nadine Berger möglicherweise von ihrem Dasein als Blutsaugerin erlösen konnten, aber wir wussten noch immer nicht, wer oder was sich genau hinter dem Begriff verbarg. War es tatsächlich Blut, war es so einfach? Nein, es war nicht so einfach. denn als wir die Spur fanden, erweckten wir gleichzeitig das Unheil…

»Bitte, Jade, ich flehe dich an. Verlasse das Haus nicht. Es… es ist so dunkel draußen, und ich spüre, nein, ich weiß genau, dass dort etwas lauert. Es ist böse, und es wird von der Dunkelheit beschützt. Die Finsternis ist sein Freund, sie ist…«

Jade unterbrach ihre blinde und sehr besorgte Mutter mit einem hellen Lachen. »Aber Ma, was du immer hast! Las mich doch. Du weißt, dass ich die langen Spaziergänge an kühlen Herbstabenden liebe. Das ist für mich eine Erholung. Ich brauche die Natur, ich brauche die Stille, ich will einfach ich selbst sein.«

Obwohl Alma Prentiss nichts sehen konnte, nickte sie. Es hatte im Prinzip keinen Sinn, ihrer Tochter etwas auszureden. Jade würde ihren Kopf immer durchsetzen, doch als Mutter fühlte sie sich einfach verpflichtet, ihr die Sorgen mitzuteilen. Möglicherweise half es ein wenig.

Dass draußen nicht alles geheuer war, davon ging sie aus. Sie hatte es nie gesehen, nur gespürt. Ihre anderen Sinne waren geschärft worden.

Alma Prentiss gehörte zu den sehr sensiblen und sensitiven Menschen, die jeden Einfluss, sei er positiv oder negativ, sofort aufnahmen.

Ihr kleines Haus lag wunderschön, nahe am Wald. Das bedeutete Ruhe, keine Hektik, keinen Stress. Es war allerdings auch gefährlich, denn auch die Nacht besaß viele Augen, die das unter Kontrolle hielten, was tief im Dickicht verborgen blieb.

Das Böse eben…

Ein grauenvolles Etwas, furchtbar anzusehen, wie Alma Prentiss wusste, obwohl sie es nicht gesehen hatte. In ihren Träumen aber hatte sie es erkannt. Es war sehr groß und oval.

Sie hatte nie konkret mit ihrer Tochter darüber gesprochen, weil sie Jade nicht Angst machen wollte, an diesem Abend wollte sie es tun, denn die Gefahr hatte sich verdichtet, sie war einfach stärker geworden und würde über sie herfallen, wenn sie nicht achtgab.

Am Schleifen des Stoffs hörte Alma, wie ihre Tochter den Mantel überstreifte. Sie stand im Flur, umgeben von den Holzwänden, die bei warmem Wetter einen so natürlichen Geruch abgaben und bei kalter Witterung die Wärme im Haus hielten und schützten.

»Einen Moment noch, Kind.«

Jade wusste genau, dass sie jetzt nicht gehen konnte. Am Klang der Stimme hatte sie erkannt, dass ihre Mutter unbedingt mit ihr reden wollte. Wahrscheinlich hatte sie etwas auf dem Herzen, das sie einfach loswerden musste.

Mit sehr bedächtigen Schritten betrat Jade den Wohnraum, der nach den Vorstellungen ihrer Mutter eingerichtet worden war. Er enthielt keine modernen Möbeln, sondern die Möbel, die Alma Prentiss von

ihren Eltern bekommen hatte.

Das Sofa, der Schrank, der Tisch, auch die Stühle - sie alle waren für die Ewigkeit gebaut und so leicht nicht zu zertrümmern. Außerdem hatte sich Alma Prentiss an die Gegenstände gewöhnt, sie würde die Einrichtung niemals wechseln wollen.

Wie immer hatte sie ihren Platz in dem alten Schaukelstuhl gefunden, der dem TV-Gerät direkt gegenüberstand, obwohl Alma nicht sehen konnte, was sich auf dem Bildschirm abspielte. Für sie war es einfach nur wichtig, den Platz einzunehmen.

Die Frau trug ein violettes Kleid. Auf dem Stoff verteilten sich helle Punkte. Am Hals war es hochgeschlossen, über die Schultern hatte Alma eine helle Strickjacke gehängt, deren Farbe im glatten Gegensatz zu den dunklen Gläsern der Brille stand.

Das Gesicht zeigte zwar keine jugendliche Frische mehr, auch besaß das Haar nicht mehr die ursprüngliche rötlichblonde Farbe, es hatte einen Stich ins Graue bekommen. Noch immer wirkte Alma sehr jung und auch irgendwie zerbrechlich.

»Was ist denn, Mutter?«

Alma Prentiss bewegte unruhig ihre Hände. »Das Böse ist sehr nahe, Tochter. Ich würde dir raten, sehr achtzugeben. Es hat sich entwickelt, es ist alt, jemand hat es zurückgelassen, das mußt du mir glauben. Komm näher, ich möchte deine Hände umfassen.«

Jade wunderte sich. So besorgt hatte sie ihre Mutter lange nicht mehr erlebt. Sie kannte ja deren Ahnungen, sie wusste genau Bescheid, aber so wie sie jetzt redete, hatte sie schon lange nicht mehr gesprochen. Ihre Hände umfassten die Finger der Tochter, streichelten sie.

Jade stand vor ihr, sie legte den Kopf zurück, als wollte sie ihre Tochter anschauen. »Sei vorsichtig, Kind. Sei nur vorsichtig, das mußt du mir versprechen.«

Jade lächelte unsicher. Bisher hatte ihre Mutter in Rätseln gesprochen, und sie wollte wissen, wovor sie sich in achtnehmen sollte.

»Vor dem Bösen, Kind…« Die Antwort war nur mehr ein Flüstern, ein Hauch, aber sehr intensiv gesprochen worden, so dass Jade einige Male nickte.

»Aber Mutter…«

»Hast du es gehört, Jade?«

»Ja, das schon, doch…«

»Widersprich bitte nicht. Ich habe das Wissen, es steckt in mir. Du mußt achtgeben, Tochter. Du darfst ihm nicht zu nahe kommen, du mußt ihm ausweichen, wenn es dich locken will. Das alles kann ich dir sagen, aber helfen kann ich dir nicht.«

»Das brauchst du auch nicht, Ma.«

»Doch, Kind, doch. Du kannst noch so alt werden, du bleibst immer

mein Kind. Eine Mutter denkt da anders. Vielleicht wirst auch du anders denken, wenn du einmal ein Kind geboren hast. Ich kenne mich aus. Ich mag zwar alt sein, aber…«

»Bitte, Ma. Kannst du mir nicht sagen, wovor ich mich in achtnehmen soll?«

»Ich sagte doch. Vor dem…«

»Nein, nein, das ist mir zu wenig. Das Böse ist zu allgemein, verstehst du?«

»Das ist klar, Jade. Leider kann ich dir nicht helfen. Ich bin blind, ich kann nur spüren, fühlen, sehen leider nicht. Wenigstens nicht konkret, doch mein Blick reicht aus, um in andere Ebenen hineinzutasten. Da fällt mir dann auf, wie gefährlich es für dich werden kann, wenn du dich nicht an meine Weisungen hältst.«

»Ich werde sie befolgen, Mutter, das verspreche ich dir. Ich gebe schon acht, wenn ich den Wald betrete. Außerdem ist es mein Weg, den ich immer gehe. Hast du das vergessen?«

»Nein, Kind. Nur waren meine Ahnungen nie so schlimm wie an diesem Abend. Ich habe schon oft etwas gespürt. Bisher ist alles gut gelaufen…«

»Und es wird auch weiterhin gut gehen«, sagte Jade. »Das verspreche ich dir hoch und heilig.«

Alma ließ die Hände ihrer Tochter los. »Ja, ich kann dich nicht umstimmen, Kind.«

»Bis gleich.«

Alma Prentiss nickte. »Wie lange bleibst du weg?«

»Heute nur eine halbe Stunde.«

»Du mußt wissen, was du tust, Jade.«

»Bis gleich.« Jade beugte sich ihrer Mutter entgegen und hauchte ihr einen Kuss auf die Wange. Etwas beunruhigt fühlte sie sich schon, als sie durch das Zimmer schritt und auf die Haustür zuging. Die Warnungen waren nicht ohne Eindruck auf sie geblieben. Jade fühlte sich plötzlich unsicher, obwohl sie die Umgebung genau kannte, damit schloss sie den Wald auch ein. Okay, ihre Mutter hatte sie stets davor gewarnt, ihn zu betreten, wenn doch, dann sehr vorsichtig, aber so schlimm wie an diesem Abend war es noch nie gewesen.

Sie öffnete die Haustür.

Nebel war aufgekommen, und kalt war es geworden. In den höheren Lagen hatte es schon geschneit. Jade und ihre Mutter waren bisher von der weißen Pracht verschont geblieben.

Die junge Frau zog die Tür hinter sich zu. Das dabei entstehende Geräusch machte ihr plötzlich Angst. Es hatte sich ihrer Meinung nach so endgültig angehört.

»Unsinn«, sagte sie, lachte und schleuderte den Schal schwungvoll um ihren Hals.

Dann ging sie.
Das ungute Gefühl aber blieb…

***

Es hatte tagsüber zwar nicht geregnet, dennoch war der Boden feucht und weich.

Jade kannte den Weg, den sie gehen musste. Im Tageslicht hätte sie die Färbung der Blätter erkennen können, die bei einem kräftigen Gelb anfing, hinüber in ein helles Rot ging, das erst abgelöst wurde, als die Blätter ein dunkles Violett zeigten.

Wind wehte kaum. Dennoch trudelten einige Blätter zu Boden. Sie blieben auf der feuchten Oberfläche kleben und zerknirschten unter den Tritten der einsamen Spaziergängerin.

Einsam war sie tatsächlich. Jade hatte das Gefühl, das einzige Lebewesen innerhalb des Waldes zu sein. Ansonsten umgab sie nur die dumpfe Stille, die unter den Wipfeln der Bäume lastete. Sie hatte die Hände in die gefütterten Manteltaschen geschoben, den Kopf etwas gesenkt und schaute beim Gehen zu Boden, wobei sie versuchte, ihre Gedanken zu ordnen und über gewisse Probleme zu sinnieren, was ihr an diesem Abend leider nicht gelang. Zu tief steckte die Unruhe in ihr. Sie war wie ein Feuer, das sich festbrannte.

Jade wollte nicht direkt zugeben, dass sie die Warnungen der Mutter verrückt gemacht hatten, aber sehr weit weg wollte sie dies auch nicht schieben.

War der Wald anders als sonst?

Als der Pfad an Breite zunahm, die Bäume ein wenig in den Hintergrund traten und an den Rändern dichtem Buschwerk Platz schufen, stoppte sie ihre schlendernden Schritte, blieb stehen und schaute sich um, wobei sie sich auf der Stelle drehte und dem Knistern des Laubs unter ihren Schuhsohlen lauschte. War diese Welt innerhalb des Waldes tatsächlich anders geworden als sonst? Hatten die Warnungen ihrer Mutter gefruchtet? Lauerte hier etwas? Hielten sich Menschen versteckt?

Das wollte Jade nicht akzeptieren. In diese Gegend verirrten sich kaum Menschen, und trotzdem hatte Almas Mutter von dem Bösen gesprochen. Wer oder was also war das Böse?

Konnte man es sehen? War es zu beschreiben, zu fassen? Besaß es eine Gestalt?

Jade wusste nichts, gar nichts. Sie erging sich in ihren Gedanken und stellte sehr bald fest, dass sie das Nachdenken über dieses Problem unruhiger machte.

Die Bäume waren kaum zu erkennen, denn sie verschwanden hinter den dünnen, grauen Tüchern, die aussahen, als wären sie mit ihren Unterseiten am Boden angehaftet worden. Sie bewegte sich, aber sie

wehten nicht fort. Sie blieben genau dort, wo sie auch waren.

Tief atmete Jade durch. Die kühle Luft drang in ihre Lungen, sie hätte ihr eigentlich gut tun müssen, diesmal aber war es anders. Jade empfand sie als zu kalt. Es kam ihr vor, als hätte sie Eiswürfel geschluckt.

Hing das mit ihrer Psyche zusammen? Waren es die ersten Anzeichen einer sich steigernden Furcht vor dem Unheimlichen, das sie mit Worten nicht beschreiben konnte?

Es hatte keinen Sinn, über die Warnungen der Mutter nachzudenken, sie machte sich sonst nur verrückt und würde irgendwann noch durchdrehen. Deshalb setzte sie ihren Weg fort und lauschte wieder dem Knistern der Blätter, wenn sie unter dem Druck der Schuhe zerbrachen.

Morgen früh würde der Wald ein weißes Gewand aus Raureif tragen.

Sie wusste, wann der Weg einen Bogen schlug und in die Richtung zurückkehrte, aus der sie gekommen war. Das war der kleine Rundkurs, den größeren wollte sie nicht nehmen, denn ihre Mutter hätte sich zu sehr gesorgt. Es waren ungefähr hundert Yards bis zu der Stelle, wo der Pfad die Kurve nach links schlug.

Auch an dieser Stelle stand das Unterholz sehr dicht beisammen und streckte seine Arme über den Weg hinweg, so dass Jade mit der Kleidung daran entlangstreifte.

Sogar das Rascheln hörte sich anders an. Viel geheimnisvoller als sonst, als säßen in den Büschen zahlreiche Geister, die sie mit ihren Stimmen begleiteten.

Einbildung, nichts als Einbildung, sagte sie sich und zurrte den Schal fester.

Bei den nächsten Schritten überkam sie das Gefühl, verfolgt zu werden.

Hastig wandte sie den Kopf - und schaute ins Leere. Nur die Dunkelheit bedeckte den Wald.

Jade zwang sich zu einem Lachen. Es sollte ihr Mut machen, was allerdings nicht der Fall war. Die Unsicherheit wuchs und breitete sich in ihrem Innern aus.

Automatisch lief sie schneller, doch auch die schnelleren Schritte konnten die Furcht nicht vertreiben. Eine halbe Stunde ungefähr hatte sie fortbleiben wollen, das erschien ihr nur als viel zu lang.

Jade lief geduckt, den Kopf vorgestreckt, den Blick zu Boden gerichtet, als könnte sie dort etwas Besonderes entdecken, das für sie wichtig war.

Das helle Schimmern sah sie nicht auf dem Weg, es drang aus dem Wald, der links von ihr lag.

Jade blieb stehen. Sehr heftig hatte sie gestoppt und wäre beinahe noch ausgerutscht.

Plötzlich fühlte sich ihr Hals trocken an, als hätte jemand Sand hineingeschüttet. Der Druck kam von innen und steigerte sich, als die einsame Spaziergängerin den Kopf drehte, um dorthin zu schauen, wo das Licht seine Quelle besaß.

Es strahlte hellweiß mit einem leichten Schimmer ins Rote. Jade kannte den Wald, eigentlich jeden Flecken Erde. Sie wusste genau, wo es wilde Müllkippen gab.

Ein Licht wie dieses allerdings hatte sie auf ihren nächtlichen Spaziergängen noch nicht gesehen. Wäre es weich und schimmernd gewesen, hätte es möglicherweise in die Umgebung hineingepasst, so aber leuchtete es in einer Kälte, die sie erschreckte.

War dieses Licht das Böse, vor der ihre Mutter sie gewarnt hatte? Jade wollte es nicht glauben, weil sie sich einfach nicht vorstellen konnte, dass Helligkeit etwas Böses war. Dafür war eigentlich die Dunkelheit zuständig.

Als ungewöhnlich und nicht erklärbar fand sie es auch, dass diese Lichtquelle sie anzog wie ein Magnet das Eisen. Das Fremde wollte etwas von ihr und lockte sie herbei, ohne dass es sich durch Sprechen bemerkbar machte.

Jade hatte weitergehen wollen, doch wie unter einem fremden Einfluss stehend, drehte sie sich um, verließ den Pfad und schlug sich durch das Unterholz in die dichte Tiefe des Waldes hinein, wo die helle Insel lag und sich schemenhaft ausbreitete, so dass ihre Umgebung ebenfalls diesen blassen, gespenstischen Schein bekam, bevor er sich verlief und von der Dunkelheit aufgesaugt wurde.

Ihre Knie zitterten. Sie war nervös und reagierte hektisch, als sie die Zweige zur Seite drückte, um so rasch wie möglich an ihr Ziel zu gelangen, das wie verloren auf dem Waldboden lag.

Die Faszination war geblieben und hatte sich sogar verstärkt, je näher sie kam.

Ihr Magen lag wie ein Klumpen, das Atmen bereitete ihr Mühe, der Druck auf ihren Augen ließ sich nicht fortwischen, und sie hatte das Gefühl, in Tränen ausbrechen zu müssen.

Sehr schnell überwand sie die sperrigen Hindernisse, rutschte zweimal aus, fing sich wieder, lief weiter und sah das Zentrum der Helligkeit dicht vor sich.

War es eine Lampe?

Wenn ja, hätte es auch einen Stromanschluss geben müssen, der jedoch war nicht vorhanden. Dieses Gebilde leuchtete von innen, und es sah aus wie ein Riesenei.

Jade atmete heftig, als sie einen Schritt vor dem hellen Ei stehenblieb.

Wenn sie direkt dagegen schaute, wurden sie geblendet, deshalb drehte sie den Kopf zur Seite, ohne dass sie den direkten Lichtschein

entweichen konnte.

Er leuchtete gegen ihr Gesicht, gab ihr einen zugleich milchigen und zerbrechlichen Ausdruck. Ihre Haut gehörte zu denjenigen, die nie sonnen braun wurde. Dafür war sie einfach nicht der Typ. Sie besaß ein blasses Gesicht, das zu den rötlichblonde Haaren passte. Typen wie sie nahmen niemals eine Sommerbräune an. Durch das Licht wirkte ihr Gesicht noch feiner und zerbrechlicher. Sogar die Wangenknochen traten durch die Beleuchtung schärfer hervor, als würden sie sich wie ein Gebein unter der dünn wirkenden Haut abzeichnen.

Sie stand da wie jemand, der in eine Kirche gegangen war, um zu beten.

Die Hände hatte sie übereinanderlegt.

Ihr Gesicht glich einer Maske. Nichts regte sich auf ihren Wangen, die Haut erinnerte an Papier, die Augen, eigentlich hell und bestehend aus einer Mischung zwischen Grün und Blau, sahen bei diesem bleichen Licht düster aus.

Jade dachte nach und fuhr mit der Zungenspitze über ihre Lippen. Dann traute sie sich, den Kopf zu senken und nach unten zu schauen, weil sie feststellen wollte, ob dieses ungewöhnlich große Ei auch Wärme ausstrahlte.

Nichts war zu spüren, auch dann nicht, als sie den Arm ausstreckte, ihre Hand mit den gespreizten Fingern über das erleuchtete Ei hielt. Aber sie hatte den Eindruck, als würden die Finger wie von Röntgenstrahlen durchleuchtet.

Warum?

Jade schluckte einige Male. War das die Gefahrenquelle, vor der sie ihre Mutter gewarnt hatte? Wäre sie jetzt angesprochen worden, sie hätte kaum etwas antworten können, denn ihre Kehle saß zu.

Dafür ging sie in die Knie.

Jade zeigte sich von dieser Umgebung seltsam berührt. Obwohl sie mitten im Wald stand, wurde sie mehr an eine Insel erinnert, die von irgend jemand erschaffen und zurückgelassen worden war. Der große, ovale Gegenstand sah zwar völlig normal aus, er wirkte trotzdem sehr fremd auf sie, als wäre er von einer fremden Macht hier im Wald einfach zurückgelassen oder vergessen worden.

Wahnsinn, welche Gedanken ihr plötzlich durch den Kopf strömten! Sie waren so absurd und fremd. Dennoch erschienen sie ihr nicht so weit hergeholt zu sein.

Noch hatte sie das ungewöhnliche Ei nicht berührt. Sie hockte davor, betrachtete es mit einem gewissen Schaudern und stellte dabei fest, dass sich das Licht geteilt hatte.

In der oberen Hälfte des Eis breitete sich das normale helle Licht aus, in der unteren herrschte die rötliche Farbe vor, und beides mischte sich an den Rändern.

War es schattenlos?

Es hätte so sein müssen, aber bei genauerem Hinsehen entdeckte Jade innerhalb des rötlichen Lichts einen geheimnisvollen Schatten, der gewisse Umrisse besaß, die für die Frau leider nicht nachvollziehbar waren, weil sie sich ständig veränderten.

Endlich traute sie sich mehr zu und berührte mit den Fingerspitzen die Oberfläche des Eis.

Zum ersten Mal drang ein Laut aus ihren Mund, nachdem sie die Lippen ruckartig geöffnet hatte.

Etwas hatte sie berührt, es war wie ein kurzer Stromstoß durch die Hand gezuckt und hinein in den Arm. Jade zog die Hand wieder zurück und sah, dass sich zwischen ihr und dem Ei eine Funkenspur gebildet hatte, die sich wie ein Gitterwerk verteilte.

Die Verbindung war da, sie blieb auch stehen. Zwischen ihrem Gesicht und dem Ei breitete sich ein heller Fleck aus, der sie an und überstrahlte.

Dann war er wieder verschwunden.

Zitternd blieb die Frau hocken. Sie verstand die Welt nicht mehr, aber sie dachte an die Worte ihrer Mutter, die vom Bösen gesprochen hatte, das im Wald lauerte.

Doch war es tatsächlich so böse?

Jade selbst konnte und wollte daran nicht glauben, denn bisher hatte ihr das Ei nichts getan. An die ungewöhnliche Entladung dachte sie nicht mehr, ein anderer Gedanke hatte von ihr Besitz ergriffen.

Sie wollte das Fundstück nicht einfach im Wald liegenlassen, sondern es mitnehmen. Sehr vorsichtig umfasste sie es von zwei verschiedenen Seiten. Sie legte die Hände dagegen und hielt für einen Moment den Atem an, weil sie davor Angst hatte, dass dieses Fundstück zerbrechen könnte. Die Haut war so dünn, und Jade befürchtete, dass sie beim leichtesten Druck, zerbrechen könnte.

Es hielt auch dann, als sie die Hände stärker gegen die Außenhaut des Eis presste und nun mit behutsamen Schritten weiterging. Sie hatte eine Lücke zwischen zwei Baumstämmen entdeckt, gerade breit genug, um hindurchschreiten zu können.

Noch vor Minuten war ihr Gesicht vor Spannung verzerrt worden. Jetzt lag ein Lächeln auf ihren Lippen, als würde sie sich darüber freuen, dass sie dieses Ei gefunden hatte.

Wie im Märchen kam sich Jade vor. Das einsame Mädchen, das in den Wald ging, plötzlich ihr Glück fand und es nicht fassen konnte. War es auch das Glück?

Für wenige Augenblicke erinnerte sie sich wieder an die Warnungen ihrer blinden Mutter. Sie hatte vom Bösen gesprochen, doch damit musste sie etwas anderes gemeint haben, denn dieses Fundstück konnte einfach nicht böse sein.

Nein! Durch ihren Körper floss ein gewaltiges Glücksgefühl. Sie fühlte sich viel leichter und beschwingter, als wäre sie auf Händen oder Flügeln durch den Wald getragen worden.

Sie empfand nichts Negatives mehr. Alles war so wunderbar. Dieses ungewöhnliche Ei gab ihr das gute Gefühl.

Ohne es direkt zu merken, erreichte sie den Weg, der sie wieder nach Hause führte. Er machte ihr nichts aus, die Arme vorgestreckt zu halten und das große Ei auf den Händen zu tragen. Sie spürte keine Steifheit, sie bekam keine Schmerzen in den Schultern, es lief alles normal weiter.

Viel besser als früher.

Wenn sich die Mutter jemals in ihrem Leben geirrt hatte, war das an diesem Abend geschehen. Von einem bösen oder einem fremden negativen Einfluss merkte Jade nichts.

Auf einmal hörte sie Schritte.

Jetzt? Um diese Zeit?

Sie konnte es nicht fassen. Normalerweise kam ihr auf den Spaziergängen niemand entgegen. Wieso ausgerechnet an diesem späten Abend?

Ob das mit dem Fund zusammenhing?

Vor ihr löste sich eine Gestalt aus der dichten Finsternis. Sie eilte auf Jade zu, sie erkannte den Mann und war beruhigt. Ernest Slaine war ein Bekannter. Er gehörte zur Forstverwaltung und hatte die Aufgabe, regelmäßige Inspektionsgänge durchzuführen. Der Wald, in dem sich Jade aufhielt, gehörte zu seinem Gebiet.

Slaine stand dicht vor der Pensionierung. Ein lustiger Mensch, klein, mit Bauch, ein Mann, der das Lehen liebte und sich auf die Zeit des Ruhe Stands freute.

Er hatte stets einen Scherz auf den Lippen, wenn Jade ihn traf. An diesem Abend nicht. Da bekam er große Augen, die im bleichen Licht, das über sein Gesicht floss, sehr dunkel wirkten und auch den ängstlichen Ausdruck wiedergaben, der den Mann umklammert hielt.

Jade musste lachen. »Was ist los mit Ihnen, Mr. Slaine? Geht es Ihnen nicht gut?«

»Doch«, flüsterte er, nickte dabei und flüsterte noch einmal. »Doch, es geht mir gut.«

»Bitte, dann…«

»Aber dir, Jade.« Er duzte fast alle Menschen, die jünger waren als er.

»Dir muss es…«

»Mir geht es blendend«, unterbrach Jade ihn lachend. »Wirklich, ich fühle mich pudelwohl.«

»Das kann ich nicht glauben.«

»Warum denn nicht?« Slaine hob einen Arm an, streckte den Zeigefinger aus und deutete auf das übergroße Ei.

»Deshalb geht es mir nicht gut. Das Ei ist daran schuld. Nur seinetwegen.«

Jade war überrascht. »Sorry, das verstehe ich nicht. Was soll das denn bedeuten?«

»Spürst du es nicht?«

»Was denn?«

Er schluckte, befeuchtete mit der Zunge seine Lippen. »Das… das komische Ei. Es strahlt etwas ab, etwas Grauenhaftes, Furchtbares. Es ist unwahrscheinlich. Es macht mir angst…«

So ähnlich hatte auch Jades Mutter gesprochen, aber längst nicht so extrem.

Sie begriff den Mann nicht und schüttelte den Kopf. »Mr. Slaine, ich glaube, Sie irren sich. Das kann ich nicht nachvollziehen, wirklich nicht. Ich spüre nichts…«

»Doch, Kind, doch.« Sein ausgestreckter Finger zitterte. »Es ist das Ei. Woher hast du es?«

»Hier im Wald gefunden.«

Slaine zog die Schultern hoch, als hätte jemand darüber hinweggestrichen. »Hier im Wald gefunden. Ich kenne den Wald, ja, ich kenne ihn. Aber ich habe diesen Gegenstand nie gesehen.«

»Dafür kann ich nichts. Vielleicht haben Sie auch nicht richtig hingeschaut. Es lag so abseits, wissen Sie? Etwas versteckt im Gebüsch. Da ist es auch schwer, so etwas zu entdecken. Zum Glück hat es geleuchtet. Ich sah das kalte Licht.«

Ernest Slaine nickte. »Ja, du hast es gesehen, du hast den Gegenstand an dich genommen. Jetzt wirf ihn weg!«

Jade tat, als hätte Sie ihn nicht verstanden. »Was soll ich tun? Ihn wegwerfen?«

»Ja, zum Henker! Weg damit!«

»Nein, Mr. Slaine, das können Sie mir nicht befehlen. Das Ei gehört mir, verstehen Sie!« Jade nickte heftig. Sie fühlte sich aufgewühlt. In ihren Ohren rauschte es. So hatte Ernest Slaine noch nie mit ihr gesprochen.

So nicht. Über ihre folgenden Worte wunderte sie sich selbst. »Und jetzt gehen Sie mir aus dem Weg!«

»Ach«, sagte er, und es hörte sich fast an wie ein Husten. »Du willst mir etwas befehlen?«

»Ich will nur, dass Sie den Weg freimachen und mich weitergehen lassen. Das ist alles!«

Ernest Slaine starrte die Frau aus schmal gewordenen Augen an. »Tut mir leid, Jade, ich denke gar nicht daran. Diesen Fund wirst du auf keinen Fall behalten.«

Jade blieb ruhig, obwohl sie Wut in sich hochsteigen spürte. Sie gehörte nicht zu den Menschen, die schnell aggressiv reagierten, in

diesem Fall war es etwas anderes. Da stieg die kalte Wut in ihr hoch und verwandelte sich in Mordlust. Eigentlich hätte sie davor erschrecken müssen, sie aber fühlte sich plötzlich frei und besser, Nein, sie würde das Fundstück auf keinen Fall aus der Hand geben. Es gehörte ihr, und sie fühlte sich mit ihm verbunden.

Deshalb schüttelte sie den Kopf.

Slaine stand ihr gegenüber und ballte seine Hände. »Wenn du mir das Ding nicht freiwillig geben willst, werde ich es mir eben holen, zum Teufel!« brüllte er sie an.

»Da!« schrie sie zurück.

Jade wusste selbst nicht, weshalb sie so reagierte. Eine innere Stimme hatte sie dazu gezwungen, ihr den Befehl gegeben, es zu tun. Deshalb tat sie es.

Sie schleuderte das Ei auf den Mann zu, dessen Gesicht für einen winzigen Moment von der bleichen Helligkeit erfasst wurde, bevor er mit beiden Händen zuschnappte.

Er hielt es fest, konnte es nicht mehr loslassen und begann plötzlich gellend zu schreien.

Was dann geschah, hatte die junge Frau niemals zuvor erlebt oder gesehen. Das war Horror hoch drei!

***

Ernest Slaine zitterte, als würde ein Schüttelfrost seinen Körper durchtosen. Von den Zehen- bis zu den Haarspitzen hinein fand sich keine ruhige Stelle an seinem Körper. Die Zähne schlugen aufeinander, der Mund öffnete und schloss sich krampfhaft, die Augen drangen aus den Höhlen, und einen Moment später stürzte ein Blutström aus seinem Mund, der das Ei zwischen den Händen überschwemmte.

Das Blut hörte nicht auf zu strömen. Es drang aus dem Mund, den Nasenlöchern, den Ohren, und das unheimliche Ei saugte es auf.

Jade Prentiss konnte es kaum fassen. Das Blut des Mannes verschwand in dem Ei, wo es zu Wolken verdampfte, und auch der letzte Tropfen sickerte durch die Oberfläche in das Innere.

Dann war nichts mehr zu sehen.

Nur Ernest Slaine stand noch auf dem Fleck, obwohl sich in seinem Körper kein Blut mehr befinden konnte. Er lebte und röchelte. Auf seinem Gesicht zeichneten sich die letzten, dunklen Flecken ab, und schmale Rinnsale liefen noch aus den Nasenlöchern in Richtung Kinn.

Dann fiel er hin.

Gleichzeitig ließ er das Ei los, das auf den Boden tickte wie ein dicker Ball, noch einen halben Schritt weiter rollte und liegenblieb, als wäre nichts geschehen.

Jade rührte sich nicht. Sekunden vergingen. Erst dann wagte die Frau es, sich in Bewegung zu setzen und lief mit zittrigen Schritten dorthin,

wo der Mann auf den Rücken gefallen war.
War er tot?
Er musste tot sein. Es fiel ihr schwer, dennoch wollte sie sich davon überzeugen.
Sie kniete neben ihm. Das Licht der Kugel reichte nicht aus, um seinen Körper zu überstrahlen, es lag deshalb im Schatten, die Augen weit geöffnet und in den Pupillen sowie an den inneren Rändern von kleinen Blutstreifen durchzogen. Auf der Kleidung malten sich ebenfalls dunkle Flecken ab, selbst die Haare waren nicht verschont geblieben.
Dieser Mann bot ein furchtbares Bild. In seinem Gesicht stand der Tod wie eingezeichnet.
Jade hatte bisher nur eine Leiche in ihrem Leben gesehen. Das war ihr Vater gewesen nach dem Autounfall, der ihre Mutter das Augenlicht gekostet hatte. War der Mann tot? Sie wollte es genau wissen und tastete mit der Hand dorthin, wo normalerweise das Herz schlägt Sie fühlte auch an der Aorta nach, das hatte sie mal in einem Film gesehen.
Eigentlich hätte sie sich erschrecken müssen, der Tod war immer etwas Furchtbares, aber dieses Gefühl blieb aus. Plötzlich ging sie mit dem Tod und den Begleitumständen völlig normal um, als hätte sie so etwas schon erlebt.
Er lebte nicht mehr. Er war nur noch eine Hülle, ohne Blut, ausgesaugt, völlig leer. Da gab es nichts mehr, was diesen Mann noch am Leben erhalten konnte.
Allmählich begann sie wieder zu denken, und zwar nachzudenken. Der Mann war gestorben, daran gab es nichts zu rütteln. Die Kugel oder das Ei hatte ihn umgebracht und nicht die Person, die jetzt neben ihm kniete und auf ihn herabstarrte. Nur - wer würde ihr das glauben? Wenn sie zur Polizei ging und den Beamten dort erklärte, was tatsächlich vorgefallen war, würden die sie nur auslachen, dann bestimmt einsperren, wenn sie sich mit der Leiche beschäftigt hatten. In den Knast wollte sie nicht. Da hatte sie einen wahnsinnigen Horror davor. Was kam also sonst in Frage?
Nichts sagen, nichts wissen, die Leiche möglichst verstecken, denn Deckung und Büsche gab es hier genug, hinter denen der Tote seinen Platz finden konnte.
Ja, das war die Lösung! Bevor sie sich an die makabre Arbeit begab, schaute sie kurz zurück. Die »Mordwaffe« lag völlig harmlos auf der Erde. Kein Blutspritzer oder Blutstropfen klebte noch an der Außenhaut des Eis. Sie war völlig glatt und lichterfüllt. Das Ei hatte das Blut verdaut.
Als Jade daran dachte, huschte ein Lächeln über ihre Lippen. Sie freute sich darüber, dass ihr Fund spurenlos »gearbeitet« hatte.

Innerhalb kürzester Zeit war sie innerlich zu einer völlig anderen Person geworden.

Sie sah noch aus wie sonst, aber ihre Psyche hatte sich verändert. Jetzt dachte sie anders als früher.

Obwohl der Körper kein Blut mehr besaß, wunderte sie sich über die Schwere. Jade musste sich anstrengen, um den Mann vom Pfad weg an den Wegrand und in ein Gebüsch zu zerren, wo Zweige und krumme Farne so dicht standen, dass sie sich wie ein Fächer über den Körper der Leiche ausbreiten konnten.

Das war erledigt, und Jade atmete tief durch.

Sie stand wieder auf, rieb ihre Hände am Mantel ab, schaute nach, ob sich dort auch keine Blutflecken abzeichneten, war zufrieden und wandte sich dem Blutei zu.

Sie hob es an. Dabei trat in ihre Augen ein gewisser Glanz, den man auch mit Triumph umschreiben konnte. Es war für sie einfach wunderbar, als Siegerin dazustehen. Früher war sie sehr schüchtern gewesen, doch das hatte sich geändert.

»Ich glaube!« flüsterte sie und brachte ihren Mund dicht an das ungewöhnliche Ei, »dass wir noch Freunde werden können. Noch sehr gute Freunde, sogar…«

Sie ging weiter. Plötzlich war sie sogar froh darüber, dass ihre Mutter nichts sehen konnte. Alma hatte von einer Gefahr gesprochen. Darüber konnte ihre Tochter nur lachen…

Es war mir genau in der Erinnerung geblieben. Ein blasses Gesicht mit schwarzen, lockigen Haaren, ein ebenfalls sehr blasser Mund, zwei dunkle Augen, in denen nun ein größerer Optimismus funkelte, als noch drei Tage zuvor.

Und ich erinnerte mich an das Lächeln. Das erste, scheue, aber sehr ehrliche Lächeln. Von wem ich rede? Von Glenda Perkins natürlich, meiner und Sukos Sekretärin, die uns im Laufe der Zeit zu einer mehr als guten Freundin geworden war und die schon seit einiger Zeit im Krankenhaus lag, getroffen von einem Messerstich, der tief in ihren Körper eingedrungen war.

Dreimal hatten die Ärzte operieren müssen. Der letzte Eingriff hatte dann den entsprechenden Erfolg gezeigt, und Glenda befand sich wieder auf dem Weg der Besserung.

Ich hatte mit ihr sprechen können und auch das erste freie Lächeln erlebt.

Von der Verlegenheit hatten wir nicht geredet, auch nicht von der Attacke auf sie. Statt dessen hatte sie nach der Zukunft gefragt und sich erkundigt, wann sie wieder im Büro sein könnte.

Da hatte ich lachen müssen, war gegangen, um sie nicht zu sehr zu strapazieren. In ihrem Krankenzimmer stapelten sich sowieso die Geschenke, da hatte jeder etwas geschickt.

Die Ärzte hatten geraten, die Besuche noch zu reduzieren. Sie wollten jedenfalls kein Risiko eingehen, was ich auch gut fand. Sofern es meine Zeit erlaubte, musste ich ins Krankenhaus.

Da stellte sich jedes Mal die Frage. Was brachte man mit? Schon wieder Blumen oder irgendwelche Bücher, die nicht gelesen wurden, wenn, dann erst später.

Ich hatte Glenda gefragt und auch eine Antwort bekommen. Sic wollte Zeitschriften haben und etwas zu trinken.

Am liebsten Säfte aller Art. Da ich selbst ein Saftfan bin, hatte sie meine volle Zustimmung.

Ich war an diesem Tag früher aus dem Büro gegangen. Am gestrigen Tag war Suko bei Glenda gewesen. Heute ging ich hin. Auch nicht sorgenfrei, denn es ging nicht allein um Glenda Perkins, da war noch das Problem Nadine Berger, die von Mallmann zur Vampirin gemacht worden war, wobei wir versuchten, sie zu retten.

Angeblich sollte es eine Chance geben. Wir mussten nur das flüssige Leben finden.

Das war leichter gesagt als getan, denn eine Spur dorthin gab es nicht.

Auch wenn unsere Computer noch so gut arbeiteten und sämtliche Möglichkeiten durchcheckten, ein Erfolg war uns bisher nicht beschienen worden. So konnten wir uns nur die Haare raufen und hoffen, dass der Drucker irgendwann einen Hinweis ausspuckte.

Der November hatte zunächst mit Regen und in den höheren Lagen mit Schnee begonnen. Danach wollte sich der Wettergott von seiner besseren Seite zeigen, hatte uns Kälte geschickt, die ersten Fröste, aber auch Sonnenschein am Tag.

London lag unter einer herrlichen Herbstsonne. Die Stadt war nahtlos von einem goldenen Oktober in einen beinahe goldenen November übergegangen. Die zahlreichen Parks und Grünflächen zeigten sich in den wunderschönsten Herbstfarben.

Das helle Gelb strahlte noch einmal auf, als es von den Strahlen der Sonne betupft wurde. Da schien die Natur noch einmal Atem holen zu wollen, bevor sie in ihren Winterschlaf fiel.

Der Himmel war hell, ich musste die Sonnenbrille aufsetzen und dachte daran, dass es Säfte in einem bestimmten Geschäft gab, wo ich zudem noch Zeitschriften bekam.

Der Laden gehörte Massimo Strela, einem Italiener, der zudem noch Lebensmittel und Wein aus seiner Heimat verkaufte. Auch seine Grappas konnten sich sehen lassen. Sie besaßen eine Superqualität.

Massimo Strela war in der Straße ein geachteter Mann. Immer freundlich, vor allen Dingen zu den Kindern. Manchmal hatte er ein neapolitanisches Lied auf den Lippen, so kannte man ihn, und so war er zu einer Institution geworden.

Da ich dreimal bei ihm eingekauft hatte, weil sein Geschäft nicht weit vom Krankenhaus entfernt lag, wurde ich schon wie ein alter Stammkunde begrüßt.

Auch ich freute mich darauf, ihn zu sehen, und natürlich seine quirlige Frau Marietta mit den lackschwarzen Lockenhaaren und dem Feuer in den Augen.

Wer zu seinem Laden ging, konnte ihn gar nicht verfehlen, weil Massimo Strela vor dem Schaufenster stets seine Gemüsekisten aufgebaut hatte.

Diesmal allerdings lagen sie am Boden. Salatköpfe, Schlangengurken, Auberginen und Avocados waren auf das Pflaster gerollt und wurden von dem Ehepaar aufgesammelt, was ich beim Heranschlendern erkennen konnte. Als ich eintraf, hob Massimo den letzten Salatkopf auf, seine Frau war bereits im Laden verschwunden.

Traurig schaute er den Salat an und sagte leise: »Den kann ich nicht mehr verkaufen. Alles muss ich wegwerfen, auch die Tomaten.«

»Das kann man abwaschen.«

Er hatte mich nicht gesehen. Jetzt hob er den Kopf und lachte mich an.

»Sie sind es, Signore.«

»Ja, ich.«

»Kommen Sie in mein Geschäft.«

»Moment noch.« Ich hielt ihm am Ärmel seines weißen Kittels fest. Er war ein rundlicher Mann mit glatten Haaren, einem ebenfalls runden Gesicht und einem schmalen Bärtchen auf der Oberlippe. »Darf ich fragen, wer Ihnen diesen Streich gespielt hat?«

»Streich? Das war mehr als ein Streich.«

»Stimmt. Wer war es?«

Er überlegte eine Weile, bevor er sagte: »Das waren Rowdies. Leute, die andere quälen wollen.«

Damit hätte der Fall für mich erledigt sein können, das war er nicht. Die Antwort schien mir gelogen zu sein. Mir war die kalte Angst in den Augen des Italieners nicht entgangen, und ich dachte mir meinen Teil. Vor mir betrat er den Laden, schaute sich noch um, wobei er rechts und links über den Gehsteig hinwegblickte.

»Werden die Burschen noch einmal zurückkehren?« fragte ich ihn.

»Das weiß ich nicht.«

»Dann packen Sie lieber ein.«

»Später.«

Er ging. Hinter der Theke stand seine kleine Frau. Ich wusste, dass Marietta ihren Mann hin und wieder herumkommandierte.

»Ist alles wieder in Ordnung?«

»Si, Marietta. Aber sie werden wiederkommen und es härter machen, das weiß ich.«

Die Frau erbleichte. Sie wischte über das Glas der Theke, obwohl dort kein Staub lag. »Was… was sollen wir denn dann tun?«

»Ich kann es dir nicht sagen.«

Die beiden hatten italienisch gesprochen, nicht ahnend, dass ich die Sprache einigermaßen verstand. Ich hatte allerdings so getan, als wären ihre Worte für mich unverständlich gewesen und stand vor dem Regal, wo neben den Weinflaschen aus allen Regionen Italiens auch der Saft stand. Auch hier fiel mir die Wahl nicht leicht.

Ich nahm zwei Flaschen und stellte sie auf der Theke ab. Massimo Strela lächelte mir zu. »Wenn Sie noch mehr kaufen wollen, bitte, wir führen nur die besten Waren.«

»Das glaube ich Ihnen.« Ich schaute mich um. »Wissen Sie, es geht mir um einen Krankenbesuch. Eine Freundin von mir liegt im Krankenhaus, da ist es immer gut, wenn man flüssige Vitamine mitbringt.«

»Keinen Wein?«

Ich lachte. »Nein, den hole ich später, wenn sie wieder entlassen ist. Was haben Sie denn noch anzubieten?«

»Schauen Sie her: Mortadella und Schinken, dazu das herrliche Brot. So etwas wird auch Ihrer kranken Freundin schmecken.«

»Kann sein.« Ich war einige Schritte nach links gegangen. Natürlich dachte ich nicht daran, Glenda irgendwelchen Schinken mitzubringen, den würde ich für mich mitnehmen. Und noch ein anderer Grund hielt mich im Laden zurück.

Diese Vorgänge wollten mir einfach nicht gefallen. Das Abräumen der Waren ging mir gegen den Strich. Außerdem hatte mich die Unterhaltung des Ehepaars misstrauisch gemacht.

»Suchen Sie ruhig aus, schauen Sie sich um, Signore. Wir sind davon überzeugt, dass Sie das Richtige finden werden.«

»Danke sehr.«

Eine Kundin betrat das Geschäft. Ebenfalls eine Italienerin, die sehr schnell redete, einiges an Lebensmittel einkaufte und dann wieder verschwand.

Ich hatte mich noch nicht entschieden. Mir war allerdings die Ruhe in dem Geschäft nicht entgangen. Es war eine besondere Stille, nicht normal, mehr drückend und beängstigend. Zudem rann über meinen Körper ein leichter Schauer.

Ich drehte dem Eingang den Rücken zu. Dass ich dort trotzdem etwas erkennen konnte, lag an der Glasscheibe, die zwei Regale voneinander trennte.

Die Bewegung wirkte sehr schattenhaft und flach. Leider war meine Sicht ziemlich schlecht. Allerdings stellte ich fest, dass es sich nicht um das Ehepaar Strela handelte. Die beiden standen weiter hinten, und Marietta war hinter der Theke.

Das kalte Gefühl im Nacken verstärkte sich. Ich hörte Schritte, wollte herumfahren, als etwas mit einem hässlichen Geräusch zersplitterte, als es schwungvoll gegen die Wand geworfen worden war.

Ein großes Glas mit Gewürzgurken war zerplatzt, der Inhalt hatte sich auf dem Boden verteilt. Ein Glas mit Obst folgte, begleitet von den angststarren Blicken der Strelas, die sich nicht zu rühren wagten.

Ich als einziger Kunde hatte mich umgedreht. Zwei Männer hatten den Laden betreten. Sie waren noch jung, aber breitschultrig, als kämen sie direkt aus dem Bodybuilding-Center. Der Schmeißer trug schwarze Lederkleidung, sein Kumpan einen grauen Anzug, der sich vor dem mächtigen Bauch spannte.

Der Anzugträger grinste, strich über sein schwarzgraues Haar, zog dann blitzschnell ein Messer und legte den Zeigefinger seiner linken Hand auf die Lippen, um mir zu zeigen, dass ich den Mund halten sollte.

Sein Kumpan hatte sich mittlerweile auf die Suche nach anderen Wurfgegenständen gemacht, hielt eine große Büchse mit Bohnen in der Hand und visierte die Weinflaschen an, die dicht nebeneinander im Regal standen.

Bis jetzt war der Schaden nicht zu groß. Würde die Büchse das Regal und die Flaschen treffen, konnte es leicht zu einem mittleren Chaos kommen.

Mir war klar, dass die beiden Typen nichts anderes im Sinn hatten, und dem wollte ich einen Riegel vorschieben.

Okay, der Anzugträger hielt sein Messer in der Hand, aber ich war schneller, und er schaute, ebenso wie sein Kumpan, ziemlich dumm aus der Wäsche, als ich plötzlich die Beretta in der Hand hielt.

»Willst du noch werfen?«

Nicht nur die beiden Schläger schauten dumm aus der Wäsche, auch die Strelas wussten nicht, wie sie mich einordnen sollten. Dass ich eine Waffe trug, musste ihnen sehr fremd vorkommen. Sie hatten mich für einen normalen Kunden gehalten, nun aber wussten sie nicht, was sie davon halten sollten.

»Las es lieber«, sagte der Anzugträger. »Du würdest immer den kürzeren ziehen. Weißt du überhaupt, wie du mit einer Kanone umgehen mußt?«

»Ja klar. Außerdem hasse ich Schutzgeld-Erpresser. Diese Typen sind und waren mir ein Gräuel. Ich würde Ihnen vorschlagen, Mr. Strela, das Sie die Polizei anrufen. Ich halte unsere Freunde solange in Schach. Ist das ein Vorschlag?«

Eine Antwort bekam ich nicht. Sie schauten sich nur an, ein jeder verließ sich auf den anderen. Selbst Marietta Strela traute sich nicht, den Mund aufzumachen.

»Was ist?« fragte ich leise.

»Nein, Mister.« Massimo schüttelte den Kopf. »Es ist ja nicht viel passiert.«

»Aber es wird noch etwas passieren.« Der Kerl im Anzug lachte. Er schielte auf seine Messerklinge. »Passieren wird etwas«, wiederholte er, »davon bin ich überzeugt. Sogar sehr viel. Nicht wahr, Massimo?«

»K… Kann sein…«

»Ganz sicher sogar. Auch wenn hier einer den Helden spielen will.«

»Von Heldentum kann keine Rede sein. Sie haben sich nur den Falschen ausgesucht. Hören Sie zu. Ich will Ihre Personalien haben. Sie werden mir die Ausweise zeigen und…«

Plötzlich lachten beide. Sehr laut, sehr unnatürlich. Und dann war da noch ein dritter Kerl.

Wie ein Phantom erschien er an der Tür. Leider ein bewaffnetes Phantom, denn der Kerl hatte sich mit einem dieser Schnellfeuergewehre bewaffnet, sprang über die Schwelle, sah mich, dann ging alles blitzschnell, und die Ereignisse überstürzten sich.

Als Polizist hat man Erfahrung mit Gangstern. Man ahnt, man weiß, wann sie schießen würden, und dieser Typ besaß einen Augenausdruck, der mir bewies, dass er über Leichen gehen würde.

Er schwang herum, die Waffe mit. Ich schaute in die Mündung, als ich abdrückte. Die Kugel warf den Bewaffneten zurück. Blut spritzte, dann peitschte die Salve aus der Mündung, aber sie richtete keinen Schaden an und perforierte nur die hell gestrichene Decke.

Der Messerwerfer schleuderte seine Waffe. Ich lag längst am Boden, die Klinge verfehlte mich, Marietta und ihr Mann waren hinter der Theke in Deckung gegangen, beide hörte ich schreien, dann wischten die ersten beiden Gangster aus dem Geschäft, bevor ich mich aufrappeln und die Verfolgung übernehmen konnte.

Sekunden später stand ich vor dem Laden, ohne sie zu entdecken. Sie mussten in einem der zahlreichen Häuser verschwunden sein. Ich hatte das Nachsehen.

Natürlich waren die Schüsse gehört worden. Menschen kamen herbei, manche schnell, andere zögernd. In den Gesichtern standen stumme Fragen. Ich scheuchte die Leute fort, ging in den Laden zurück und schloss die Tür.

Der Kerl mit dem Gewehr lag regungslos dicht hinter dem Eingang.

Meine Kugel hatte ihn zweimal erwischt. Als Streifschuss an der Schulter und auch an der Wange, wo sie eine stark blutende Wunde hinterlassen hatte. Tot war er nicht.

Er atmete röchelnd, starrte mich an und sah, wie ich den Kopf schüttelte.

»So jung, Meister, und schon auf dem falschen Weg!«

»Fahr zur Hölle!«

»Das hatte ich nicht vor.« Ich winkte den Strelas zu. »Rufen Sie die

Polizei an und einen Krankenwagen.«
»Si, si…«
Ich kümmerte mich um den Verletzten. Hinter der verschlossenen Tür drängten sich die Gaffer. Durch die Milchglasscheibe konnten sie kaum etwas erkennen.
»Keine Sorge, man wird Sie zusammenflicken, damit Sie uns einige Fragen beantworten können.«
Der Verletzte schaute mich starr an. »Nichts sage ich, nichts. Aber man wird mich rächen.«
Ich tupfte ihm Schweiß und Blut von der Stirn, damit nichts in die Augen rann. »Das habt ihr vor, ich weiß, nur seid ihr vom Pech verfolgt. Sich mit dem Yard anzulegen…«
»Wie?«
»Ich bin Yardbeamter.« Er wollte es nicht glauben. Ich zeigte ihm meinen Ausweis, erst dann zuckten seine Lippen. »Aber auch das ist nicht schlimm. Ich bin… ich bin besser.«
»Ach so?«
»Ja, denn das hier bleibt nicht ungerächt, Bulle, das nicht. Ich habe mächtige Verbündete.«
»Costello?« Bewusst hatte ich den Namen des großen Londoner Mafiapaten angesprochen, denn er war derjenige, der das organisierte Verbrechen in den Händen hielt und die Fäden zog. Oft genug waren wir zusammengerasselt, denn Costello hatte auch mit schwarzmagischen Kräften paktiert, wobei er sich später hatte zurückziehen müssen, weil er eingesehen hatte, dass der Teufel stärker war als er und die Befehle erteilte. Außerdem wäre er an seinen Freunden, der Mordliga, damals fast zerbrochen. »Wer ist das denn?«
»Dein großer Beschützer, der leider nicht zur Stelle war.«
Der Verletzte holte Luft und suchte nach Worten. »Wer oder was ist schon Costello?«
»Weiß ich genau. Er…«
»Nein, Bulle, nein.« Er kreischte plötzlich los. »Ich habe andere Beschützer.«
»Wie schön für dich. Und wen?«
»Das wirst du noch erleben, Bulle. Du wirst zittern, aber damit kommst du nicht durch.«
»Wovor?« In seinen Augen leuchtete etwas, über das ich mir meine Gedanken machte. Es war ein harter, wissender und gleichzeitig gefährlicher Glanz. Bei einem Verletzten hatte ich so etwas noch nicht gesehen. Hinter seinen Worten musste mehr stecken. Sie waren bestimmt keine leere Drohung.
»Man wird mich rächen, Bulle. Ich habe Freunde, mächtige Freude. Darauf kannst du dich verlassen.«
»Darf ich fragen, wie du heißt?«

»Ja, ich sage dir meinen Namen, den du dir sehr gut merken solltest. Ich bin Larry Prentiss.«

Beim Nachdenken schoben sich meine Augenbrauen zusammen. Mit Larry Prentiss konnte ich nichts anfangen. Diesen Namen hatte ich noch nie zuvor gehört.

»Denkst du jetzt nach, Bulle?« Er sprach jedes Wort sehr langsam und auch keuchend aus.

»Ja, das tue ich.«

»Und?«

Ich hob die Schultern. »Ich muss Ihnen ehrlich sagen, dass er mir fremd ist.«

»Stimmt.«

»Darf ich fragen…«

»Nein, du darfst nicht mehr, Bulle. Aber ich werde dir noch sagen, dass du dich in acht nehmen mußt. Es gibt Dinge, die wir beide nicht begreifen können, die zwischen der Realität liegen. Alles ist gefährlich, das Leben besonders. Doch noch gefährlicher ist es, die Mystik zu ignorieren. Ich weiß, wovon ich rede.«

»Ich nicht. Können Sie nicht konkreter werden?« Es wurde Zeit, denn von draußen hörte ich bereits die Sirenen. Auch das flackernde Licht huschte geisterhaft durch die Scheibe des Schaufensters. Der blaue Streifen sah aus, als wäre er von einer anderen Welt gekommen.

»Leben!« keuchte er plötzlich. »Flüssiges Leben und gleichzeitig totes, glaube ich…«

Ich saß da wie ein Eisklumpen. Der letzte Begriff hatte mich zu dem werden lassen.

Flüssiges Leben!

***

Prentiss sagte kein Wort mehr. Sein Blick war auf mein Gesicht gerichtet, auch dort regte sich nichts. Die Züge wirkten wie eingefroren, auf meinen Handflächen hatte sich der kalte Schweiß gebildet, in meinem Hirn überschlugen sich die Gedanken.

Brutal zerstörte jemand die ungewöhnliche Stille. Die Tür des Geschäfts flog auf, meine Kollegen und auch die Helfer aus dem Krankenwagen stürmten in den Laden.

Plötzlich waren sie der Mittelpunkt und natürlich der Verletzte, um den sich der Arzt kümmerte. Ich wurde ziemlich roh zur Seite gedrängt und schritt wie ein Schlafwandler dorthin, wo sich die Waren in den Regalen stapelten. Meine beiden Saftflaschen standen nach wie vor heil und unbeachtet.

Massimo Strela wollte mich ansprechen. Er hatte schon seinen Mund geöffnet, als ihn Marietta zurückzog. Sie hatte erkannt, dass ich allein bleiben wollte.

Flüssiges Leben!

Dieser Begriff wirbelte seit einiger Zeit durch meinen Kopf. Er bedeutete möglicherweise die Rettung für eine Person, die mir sehr ans Herz gewachsen war.

Nadine Berger, ehemals eine Wölfin mit der Seele eines Menschen, die dann gerettet wurde und in die Fänge des Vampirs Will Mallmann geriet.

Angeblich gab es noch eine Rettung für sie. Wir hatten es auf ihrem persönlichen Palmblatt gelesen, das wir aus Indien, aus Bangalore, mitgebracht hatten. Leider war ein Teil des Palmblattes zerstört worden, doch etwas hatten wir noch lesen und in Erfahrung bringen können. Das Flüssige Leben!

Nach gemeinsamen Überlegungen mit meinen Freunden war ich davon ausgegangen, dass es sich dabei nur um Blut handeln konnte. Denn Blut war der Lebensträger für jede Kreatur, da gab es nicht einmal Ausnahmen, was einen Vampir anbetraf, denn auch sie ernährten sich vom Blut der Lebenden. Nadine Berger war zu einer Vampirin geworden. Ich fürchtete mich davor, dass sie Menschen biss und sie blutleer saugte. Deshalb mussten wir sie und Mallmann so rasch wie möglich finden, um noch etwas retten zu können.

Diese Rettung hatte mit dem Flüssigen Leben zu tun. Dass dieser angeschossene Gangster darüber Bescheid wusste, war für mich nicht fassbar. Da sah ich überhaupt keinen Hintergrund, aber ich würde auf jeden Fall mit ihm über das Thema sprechen.

Der Arzt und seine beiden Helfer hatten Vorrang. Sie transportierten den Verletzten auf einer Trage ab. Bevor sie ihn in den Krankenwagen schieben konnten, hatte ich das Geschäft ebenfalls verlassen und tippte dem Arzt auf die Schulter. Der drehte sich um. »Er wird überleben«, sagte der Weißkittel mit dem blassen Gesicht. »Das steht fest.«

»Darum geht es mir auch. Ich möchte nur von Ihnen wissen, wann ich mit ihm sprechen kann.«

»Sind Sie ein Verwandter?«

»Nein.« Ich zeigte ihm den Ausweis. »Ich habe auf ihn geschossen, bevor er mich töten konnte. Mordversuch an einen Polizeibeamten wird ihn einiges kosten.«

»Das ist mir egal. Für mich ist der Mann ein Patient wie jeder andere auch.«

»Ja, da haben Sie recht. Trotzdem möchte ich mich gern mit ihm unterhalten.«

»Rufen Sie mich morgen an.« Er drückte mir seine Visitenkarte zwischen die Finger. »Da weiß ich mehr. Schönen Tag noch.« Er ging und bestieg den Wagen.

Etwas sauer blieb ich zurück. Natürlich hatten die Kollegen Fragen

an mich, bei deren Antworten ich auch nicht auswich. Sie zeigten sich nicht einmal überrascht, denn von einer Bande, die mit Schutzgeld-Erpressung Geschäftsleute einschüchterte, hatten sie gehört. Nur hatte bisher niemand gewagt, den Mund aufzumachen.

»Wer wird denn erpresst?«

Der Kollege zog den Mantel enger. Es war in den letzten beiden Tagen kalt geworden.

»Nur Geschäftsleute und auch nur italienische. Menschen, die ein Restaurant eröffnet haben oder einen Lebensmittelladen. Da sind sie wie Geier am Aas.«

»Wie stehen Ihre Chancen?«

»Nur gut, wenn die Leute reden.« Er machte auf mich einen deprimierten Eindruck. Kein Wunder, wenn man alles gab und dabei auf kein Verständnis hoffen konnte. Die Mafia beschränkte sich bei ihren Aktivitäten leider nicht nur auf ihr Mutterland, sondern überschwemmte auch den Kontinent. »Ich hätte Ihnen gern geholfen, nur muss ich mich mit einem anderen Fall beschäftigen, der leider Vorrang hat.«

Er winkte ab. »Ich weiß, Kollege, was Sie machen. Wäre nicht mein Fall. Na ja, irgendwann könnte es ja sein, dass auch wir einen Erfolg erleben, was diese Gangster angeht.«

»Das hoffe und wünsche ich.« Ich verabschiedete mich von den Strelas, die meinem Blick auswichen. Die Frau sagte schließlich: »Wir haben nicht gewusst, dass Sie von der Polizei sind.«

»Macht das denn einen großen Unterschied?«

»Nein, eigentlich nicht.«

»Sie sollten trotzdem über Ihren eigenen Schatten springen und aussagen«, schlug ich vor. »Einer muss den Anfang machen, glauben Sie mir. Wenn alle mitziehen, haben die Schutzgeld-Erpresser keine Chance.«

»Das sagt sich so leicht«, flüsterte die Frau.

»Denken Sie wenigstens darüber nach.«

»Versprochen.«

Ich reichte ihnen die Hand. Auf der Haut lag noch der Schweiß. Ob ich die beiden überzeugt hatte, wusste ich nicht. Ich hoffte aber, dass sie den Kreis aufbrechen würden.

Den Krankenbesuch verschob ich. Glenda würde bestimmt dafür Verständnis haben.

Statt dessen fuhr ich zurück in mein Büro. Von dort aus wollte ich meine Fäden ziehen…

***

Suko war noch da, nur Sir James, unseren Chef, traf ich nicht an. Der hockte in irgendeiner Konferenz, wo er sich bestimmt langweilen

würde, denn die meisten Besprechungen brachten nichts.
Mein Freund wollte es kaum glauben, als ich ihm von meinem Glück berichtete. »Und du hast dich nicht verhört?« fragte er.
»Nein.«
»Das ist ein Hammer, das ist echt ein Hammer. Da rennt man herum wie ein Idiot, sucht, versucht Spuren zu finden, und plötzlich fällt einem alles in den Schoß.«
Ich wedelte mit der Hand. »Das weiß ich nicht, Suko. Ich würde es nicht unterschreiben, denn in den Schoß gefallen ist es mir nicht.«
»Wir haben diesen Prentiss.«
»Das ist auch alles.«
Er lachte mich an. »Und das Flüssige Leben, John? Du hast doch gehört, was…«
»Moment, Alter, Moment. So einfach ist es nicht. Ich habe nur davon gehört. Er hat mir leider nicht gesagt, wo wir es finden können. Uns bleibt nur die Hoffnung, der Fahnder.«
»Das klappt schon, keine Sorge.«
Wir waren beide froh, den Kollegen mit einem konkreten Detail dienen zu können. Wir hatten ihnen den Namen Larry Prentiss gesagt, und sie würden die Computer anheizen. Ich ging einfach davon aus, dass Prentiss kein unbeschriebenes Blatt war. In welch einem Zusammenhang er allerdings zu dem Flüssigen Leben stand, war mir unklar. Nach wie vor gingen wir davon aus, dass es sich dabei um Blut handelte, zu dem gerade Vampire eine besondere Beziehung besaßen.
Auch Suko war der Ansicht, fragte trotzdem nach. »Dann müssen wir also Blut suchen, nicht wahr?«
»Darauf könnte es hinauslaufen.«
»Und wo?« Er beugte sich über den Schreibtisch hinweg. »Bei unseren Freunden, der Mafia?«
Ich legte die Stirn in Falten. »Wie kommst du gerade darauf?«
»Wegen Prentiss. Er hat einer Schutzgelderpresser-Organisation angehört. Da steckt meistens die Mafia dahinter, und somit hängen wir wieder bei Costello fest.«
Ich gab ihm keine Antwort, blieb stumm und tickte nur das Ende eines Bleistiftes mehrmals und rhythmisch auf die Tischplatte, was Suko nicht gefiel, denn er legte seine Stirn in Falten.
»Was ist los?«
Mein Lächeln fiel breit aus. »Nichts ist los. Ich bin nur nicht davon überzeugt, dass die Mafia dahintersteckt.«
»Was spricht dagegen? Flüssiges Leben, und der Handel damit wäre doch mal etwas anderes.«
»Das mag schon sein, aber mir geht etwas anderes durch den Kopf.« Ich ließ den Bleistift los, er fiel auf die Tischplatte. »Es kann auch sein, dass dieser Prentiss das eine vom anderen getrennt hat. Dass er selbst

noch so etwas wie ein Nebenjob hat. Oder liege ich da falsch?«
»Das ist nicht bewiesen.«
»Stimmt.« Ich räusperte mich. »Die Fahndung nach den anderen beiden Gangstern läuft. Wenn wir sie haben, dann werden wir möglicherweise erfahren, ob Costello das Flüssige Leben besitzt.«
Suko winkte unwirsch ab. »Ist mir alles zu weit hergeholt. Mir spukt eine ganz andere Idee durch den Kopf.«
»Raus damit!«
»Gentechnologie.«
Ich schluckte. Dieses Gebiet war brandheiß. Fluch und Segen konnte die Gentechnologie bringen, wobei ich eher dem Fluch zugeneigt war. Dass mir der Schweiß ausbrach, kam nicht von ungefähr.
»Was sagst du?«
»Daran habe ich nicht gedacht.«
»Kann ich mir denken. Wäre aber für die Mafia ein neues Gebiet, auf dem es viel zu verdienen gibt.«
Mein Freund strich über seinen Nacken. »Wenn ich mir vorstelle, welches Unheil damit angerichtet werden kann, wird mir ganz anders. Gene und deren Manipulation durch die Mafia, das ist härter als hart, John.«
»Nur eine Vermutung.«
»Hoffentlich.«
Das Summen des Telefons unterbrach unsere Unterhaltung. Suko war schneller, meldete sich, lauschte und lächelte knapp. »Okay, Sie kommen dann hoch?«
»Ich schicke Ihnen die Unterlagen«, hörte ich über die Haussprechanlage mit.
»Bis gleich.« Suko legte auf, grinste breit. »Erfolgreich. Sie haben was über Prentiss.«
»Das habe ich mir gedacht.«
Die nächsten beiden Minuten vergingen, ohne dass wir über das Thema sprachen. Ich ging ins Vorzimmer und hatte die Tür kaum geöffnet, als der Kollege anklopfte. Er hielt einen Hefter und drückte ihn mir in die Hand.
Ich bedankte mich, verschwand in unserem Büro. Schon während des Gehens blätterte ich die Seiten in dem Hefter durch und warf einen ersten Blick auf die Seiten. »Nun?«
Ich knallte den Hefter auf den Tisch. »Wahnsinn, Suko, das ist super, glaube ich.«
»Dann los!«
Wir lasen gemeinsam den ausgedruckten Text. Larry Prentiss gehörte zu den Londoner Unterwelt-Gewächsen. Über seine Eltern hatte man nichts in Erfahrung bringen können, dafür mehr über seine Vorstrafen, die schon in frühester Jugend begann, denn mit vierzehn hatte er zum

ersten Mal gesessen.
Diebstahl unter Anwendung von Gewalt. So ähnlich ging es dann weiter.
Man hatte ihn noch zweimal festgenommen, ohne ihm allerdings etwas beweisen zu können. Er wurde stets freigesprochen.
Laut dieser Informationen rechnete man ihn zur Gruppe der sehr gewalttätigen Menschen. Das Wort Killer war auch ausgeschrieben worden, und man ging davon aus, dass er auch gewisse Aufträge annahm, um unliebsame Zeugen auszuschalten.
»Das war's wohl«, sagte Suko. »Keine Spur von unserem Flüssigen Leben.«
»Hast du damit gerechnet?«
»Irgendwo schon.« Er nahm mir die Akte aus der Hand und blätterte weiter. »Hier ist noch eine Seite.«
»Und?«
»Sie beschäftigt sich mit der Herkunft des Mannes. Larry Prentiss hat eine Schwester namens Jade, die nicht hier in London wohnt, sondern in Sussex.«
»Allein?«
»Zusammen mit ihrer Mutter.« Suko nickte vor sich hin. »Die haben die Familie hart durchleuchtet.«
»Mutter und Schwester«, murmelte ich. »Ob die Spur uns weiterhelfen kann, Suko?«
»Das weiß ich auch nicht.«
»Ist die genaue Adresse angegeben worden?«
»Leider nicht. Wenn du so fragst«, grinste er, »willst du sicherlich hinfahren.«
»Stimmt.«
Suko räusperte sich, sah nicht begeistert aus und hob die Schultern.
»Ich kann mir kaum vorstellen, dass diese beiden Personen etwas von dem Flüssigen Leben wissen.«
»Ich auch nicht. Aber von wem sollte er es dann gewusst haben?«
»Das ist wahr.«
Der Inspektor schlug die schmale Akte zu. »Okay, John, ich bin dabei. Fahren wir hin.«
Ich schaute auf die Uhr. »Jetzt noch?«
»Aber immer.«
»Dann nehmen wir deinen BMW.«
»Nur wenn ich fahren darf.«
»Nichts dagegen!« rief ich.

***

Eigentlich hätten die folgenden Tage nach dem Fund für Jade Prentiss zu einem Alptraum werden müssen, das jedoch trat nicht ein.

Sie hatte unwahrscheinlich an Sicherheit gewonnen. Nachts, wenn sie im Bett lag und nicht einschlafen konnte, weil sie »Besuch« von gewissen Stimmen bekam, da flüsterte man ihr ein, dass sie sich nie mehr zu fürchten brauchte, denn nun hielt sie das Flüssige Leben bei sich.

Der letzte Vergleich stimmte nicht.

Sie trug es nicht immer bei sich, sondern hielt es versteckt. Das Haus besaß noch einen alten Keller, ein kleines Reich für sich, düster und modrig. Dort gab es zahlreiche Verstecke, die Jades Mutter nie besuchen würde, die für die junge Frau aber sehr wichtig waren. Und in einem der Verstecke hatte sie ihren unglaublichen Fund untergebracht.

Dann war die Leiche des Ernest Slaine gefunden worden. Spaziergänger hatten sie entdeckt und natürlich die Polizei alarmiert. In den nächsten beiden Tagen war die Ruhe dahin. Es wimmelte nur so von Polizisten, die Fragen stellten und natürlich wissen wollten, ob der Mörder gesehen worden war.

Alma Prentiss konnte ihnen nichts sagen, und ihre Tochter wollte nichts sagen.

Jade schaffte es sogar, sich zu verstellen. Sie spielte die Trauernde, denn sie hatte Ernest Slaine tatsächlich gekannt. In ihrem Innern aber lachte sie.

Schließlich waren die Polizisten wieder abgezogen. Sehr ratlos, denn mit einem Toten ohne Blut konnten sie nichts anfangen.

Jade und ihre Mutter hatten darüber gesprochen. Alma Prentiss wünschte, dass ihre Tochter nicht mehr allein in den Wald ging. Ihr sollte nicht das gleiche passieren wie dem Forstbeamten.

»Keine Sorge, ich bleibe. Mum.«

An das Versprechen hielt sich Jade auch, obwohl sie auch weiterhin mit der übrigen Welt in Kontakt stand, denn es gab noch den in London wohnenden Bruder Larry.

Der Kontakt zu ihm war nie abgerissen, obwohl Jade genau wusste, wie er sein Geld verdiente. Für sie spielte es keine Rolle, denn Larry war ihr Bruder.

Ihn hatte sie auch als einzigen eingeweiht. Er wusste von ihrem Fund und hatte es zunächst nicht glauben wollen. Nach dem dritten Anruf war er überzeugt worden, und sein Gehirn wollte er auf Hochtouren laufen lassen, denn so etwas durfte man nicht brach liegenlassen, wie er meinte. Er versprach dann, seine Schwester noch einmal anzurufen.

Darauf wartete sie voller Unruhe. Ihrer Mutter fiel es auf, und Jade wurde von ihr angesprochen. Sie hatte sich zwei Wochen Urlaub genommen, den Job in der Leihbücherei konnte eine Aushilfe machen. Zudem war ihr Chef noch da.

Beim Mittagessen, es gab Kartoffelbrei und Klopse, fast schon

spießig, fragte Alma ihre Tochter direkt. »Was hast du, Jade? Was ist mit dir? Du hast dich in den letzten Tagen schrecklich verändert. Du bist nicht mehr wie früher.«

»Wirklich?«

»Ja.«

»Woher willst du das wissen, Mutter?« Jade hatte Mühe, ihrer Stimme einen normalen Klang zu geben.

»Das kann ich dir genau sagen, Kind. Du reagierst anders als sonst. Du bist zwar hier, doch gedanklich weit fort. Ich habe es genau gespürt, ich bin mir sicher.«

Mit der Gabel stocherte die junge Frau im Brei. Sie suchte blitzschnell nach einer Ausrede, wobei sie davon ausging, dass sie ihrer Mutter nichts vormachen konnte. »Im Prinzip hast du recht, Mum. Es ist etwas mit mir geschehen.«

Alma Prentiss atmete seufzend. »Kind, du weißt, dass ich alles dafür geben würde, mein Augenlicht zurückzubekommen. Das ist nicht mehr möglich. Meine anderen Sinne sind geschärft worden. Ich spüre genau, dass du Probleme hast, die für eine junge Frau ganz natürlich sind, wenn sie in der Einsamkeit wohnt.«

»Nein, Mutter, ich…«

»Doch, Jade, doch. Bitte, du mußt reden. Du weißt, dass wir Freundinnen sind und über alles sprechen können. Hängt es mit mir zusammen?«

Jade blickte ihre Mutter an, obwohl die sie nicht sehen konnte, aber Alma ahnte so etwas. »Stimmt, es stimmt genau. Ich habe Probleme, denn ich denke darüber nach, ob ich mein Leben hier in diesem Haus und bei dir beenden soll.«

Es war ihr nicht leicht gefallen, dies auszusprechen, das wusste auch ihre Mutter, die plötzlich anfing zu weinen. Unter den Rändern der dunklen Brillengläser sickerten die Tränentropfen hervor und hinterließen auf den Wangen breite Spuren.

Die junge Frau erschrak. »Bitte, Mutter, so habe ich das nicht gemeint. Es war nur eine Überlegung…«

»Ja, Kind ja. Und es war eine gute Überlegung, obwohl ich zugeben muss, dass ich traurig bin. Du bist wirklich noch zu jung, um dein Leben hier in diesem alten Haus zu beenden. Auch ich werde nicht jünger, und das kann ich verstehen.«

»Es soll nicht heißen, dass ich sofort weggehen will.« Sie fasste über den Tisch hinweg nach der Hand ihrer Mutter. »Aber es kann die Zeit kommen, Mum.«

»Hängt es mit Larry zusammen?«

Jade zuckte mit den Fingerspitzen. »Wie kommst du denn darauf?«

»Ich habe es gespürt.«

»Nein, Mutter, auf keinen Fall.«

»Du lügst, Kind.«
»Bitte nicht, Mutter, ich habe…«
»Doch, das spürte ich. Außerdem hat dein Bruder in der letzten Zeit oft angerufen. Er wird schon seine Gründe gehabt haben, dass ihr euren Kontakt intensiviertet. Daran ist auch nichts Schlimmes, Kind, überhaupt nicht, das weiß ich doch.«
»Schon, aber…«
»Willst du auch nach London?«
Jade wiegte den Kopf und räusperte sich. »Später mal. Larry hat es mir angeboten.«
»Geht es ihm denn gut?«
»Natürlich. Was denkst du von ihm?«
Die blinde Frau trocknete die Tränenspuren und schnäuzte die Nase.
»Wenn ich mit deinem Bruder sprach, ging es ihm immer gut. Der Optimismus schlug bei ihm voll durch. Er steckte bis zu den Augenbrauen in einem unwahrscheinlichen Tatendrang. Als Makler muss er sehr viel Geld verdienen, nehme ich an…«
»Das wird er auch.« Jade widersprach nicht, obwohl sie wusste, was Larry tatsächlich tat.
»Aber ich kann ihm nicht glauben, Kind.«
»Was nicht glauben, Mum?«
»Das er als Makler viel Geld verdient. Dass es ihm so gut geht. Dass er so ein Mensch ist, der…«
»Warum nicht?«
»Weil ich dieses Gefühl habe. Du weißt, dass wir beide meine Strömungen nie unterschätzten.«
»Schon, Mutter, aber diesmal liegst du wirklich falsch. Es geht ihm gut. Larry ist top.«
»Das bestreite ich auch nicht. Aber Geld ist nicht alles, Kind. Ich glaube, dass er einen Beruf ausübt, der uns beiden nicht gefallen könnte.«
»Ach. Und was, bitte?«
»Ich kann es dir nicht sagen, Mädchen. Ich habe einfach keine Ahnung. Aber ich werde meine Sinne nicht verschließen. Es bahnt sich etwas an. Es klingt vielleicht lächerlich, wenn ich das sage, doch über uns und unserem Haus liegt eine dunkle schwarze Wolke, die Unheil verheißt. Ich spüre sie seit dem Abend, als du allein das Haus verlassen hast. Da hat sich einiges verändert. Du kamst zurück und warst nervös. In dieser Nacht muss auch Ernest Slaine gestorben sein…«
»Was willst du damit sagen, Mutter?«
»Ich stelle etwas fest, was ich fühle. Du bist nicht mehr so wie vor einer Woche, Kind. Es hat sich etwas getan. In diesem Hause geht einiges vor. Wir müssen uns in acht nehmen. Dazu zähle ich auch

dich, Kind. Pass nur auf…«

Jade räusperte sich, weil sie ihre Verlegenheit überbrücken und nach einer Antwort suchen wollte. Es gefiel ihr überhaupt nicht, dass ihre Mutter intuitiv etwas bemerkt hatte. Sie kannte die Frau lange genug.

Hatte sie einmal »Blut« geleckt, ließ sie sich nicht von diesem Problem abbringen und zog es immer wieder durch.

»Aber Mutter.« Jade sprach zu der älteren Frau, als wäre sie ein kleines Kind. »Was soll denn passieren? Hier läuft alles völlig normal weiter. Trotz des schrecklichen Mordfalls.«

»Es war erst der Beginn«, flüsterte die Frau.

»Wovon?«

»Ich habe dir doch erzählt, dass ich das Grauen spüre. Es lauert hier in unserem Haus. Es steckt zwischen den Wänden.« Alma Prentis war unruhig geworden. Die innere Nervosität übertrug sich auf ihre Hände, die über das Tischtuch glitten und einfach nicht zur Ruhe kommen wollten. »Ich merke so etwas, du kannst mir nichts vormachen. Bei uns hat sich etwas eingenistet.«

Jade schwieg. Draußen lag ein strahlender Herbsttag. Die Sonne schien und vergoldete die letzten, noch an den Bäumen hängenden Blätter. Das Laub sah wertvoll aus. Dieser Tag schien einem Bilderbuch entnommen worden zu sein, aber innerhalb der Wände lauerte die Gefahr. Dafür hatte Alma tatsächlich einen Riecher. Sie stand auf, verfolgt von den Blicken ihrer Tochter. Auf den Tellern kühlte das Essen ab. Keiner kümmerte sich mehr darum.

Alma konnte sich trotz ihrer Blindheit im Haus perfekt und sicher bewegen. Sie kannte jedes Hindernis und wusste auch, wie sie es zu umgehen hatte.

Mit sehr langsamen Schritten lief sie durch den Wohnraum, blieb vor einem der beiden Fenster stehen und tat so, als wollte sie Sonnenlicht tanken.

Sie sprach von einer Wärme, die ihr gut tat, und fügte noch etwas hinzu, das Jade erschreckte. »Und doch kann die Sonne es nicht schaffen, den Geruch des Todes zu überstrahlen. Das ist einfach nicht möglich. Er ist zu stark, zu intensiv.«

»Ich rieche nichts, Mutter.« Ohne sich umzudrehen, sprach die blinde Frau gegen die Scheibe. »Du mußt es auch im übertragenen Sinne sehen, Kind. Der Tod kann nicht durch deine Nase kriechen. Vielleicht dann, wenn eine Leiche vermodert. Aber das meine ich nicht. Ich denke eher an das gefährliche Unheil, das sich im Haus versammelt hat. Es ist das Grauen, das nur sensible Menschen spüren. Draußen ist Tag, ich spüre die Wärme der tief steh enden Sonne. Kannst du mir erklären, weshalb in mir trotzdem eine derartig tiefe Kälte steckt?«

»Vielleicht wirst du krank?«

»Nein, mein Kind, nein…« Jade blieb dicht hinter ihrer Mutter stehen

und legte ihr die Hände auf die Schultern. Zuerst schrak Alma unter der Berührung zusammen, dann drückte sie den Kopf nach rechts, weil sie ihn anlehnen und ihrer Tochter auch noch etwas mitteilen wollte. »Hüte dich vor dem Bösen, mein Kind, hüte dich. Das Unheil ist nah. Es ist verpackt, man kann es als solches nicht erkennen. Du mußt schon sehr genau hinschauen, um es zu merken. Sieh nicht nur das an, was sich deinen Augen tatsächlich zeigt. Schau hinter die Dinge, denn dort öffnet sich ein gewaltiger Tunnel, der uns in die anderen Reiche führt.«

»Aber Konkretes weißt du nicht -oder?«

»Warum?«

»Dann könnte ich handeln.«

»Du?« Alma Prentiss lachte auf. »Nein, Kind, du bist einfach zu schwach. Es sei denn, du stehst mit dem Bösen, dem Grauenhaften auf gutem Fuß. Das ist etwas anderes.«

»Aber Mutter! Wie kannst du so was nur behaupten!«

»Ich denke eben über alle Möglichkeiten nach. Ich habe Angst um dich, mein Kind. Möglicherweise hast du unbewußt etwas getan, das dir noch leid tun wird.«

»Das glaube ich nicht.«

»Ich würde mich freuen, wenn ich mich täusche. Doch meine inneren Zweifel überwiegen.«

»Du täuschst dich, Mutter.«

»Wir warten es ab und…«

Das Telefon läutete laut, so dass beide Frauen zusammenzuckten. Im Haus standen zwei Apparate. Der eine in der Küche, der andere in Jades Zimmer.

Als sich Alma umgedreht hatte, hielt ihre Tochter den Hörer bereits in der Hand. »Wer ist es denn?«

»Larry.«

»Ah, schon wieder.«

»Bitte, Mutter, sei still.« Jade war über den Klang der Stimme beunruhigt gewesen. Larry hörte sich an, als ginge es ihm sehr schlecht. Er atmete heftig, aber was er sagte, besaß die Brisanz einer Bombe, und er sprach auch davon, dass er sich nicht wiederholen würde.

Jade hörte zu. So erfuhr sie von dem »Missgeschick«, das ihrem Bruder widerfahren war, und lauschte dann seinen Erklärungen, die schon mehr einem raffinierten Plan glichen.

»Noch Fragen, Schwester?« drang es gequält durch die Leitung.

»Kaum, aber wann?«

»Ich kann es nicht sagen. Sie werden die Spür finden. Und ich weiß auch, wer dieser Sinclair ist, Schwesterherz. Wenn er kommt, mußt du ihn fertigmachen.«

»Ich versuche es.«
»Nicht versuchen. Tu es… see you…« Er legte auf. Jade stand noch eine Weile auf dem Fleck, hielt den Hörer in der Hand. Erst Alma nahm ihn ihr weg, da sie sich durch den Piepton gestört fühlte.
»Es war also Larry.«
»Ja, Mutter.«
»Und er war nicht normal.«
Jade fuhr herum. »Wie… wie kommst du darauf?«
»Ich habe deine sehr knappen Antworten mitbekommen. Kann es sein, dass ihm etwas passiert ist?«
»Ja und nein. Er… er hatte einen Unfall.«
Alma erschrak. »Schwer?«
»Nein, das nicht. Er geriet in eine Auseinandersetzung. Kopfschmerzen, vielleicht auch eine leichte Gehirnerschütterung, das ist alles.«
»O Gott, ich wusste es. Das Böse verdichtet sich! Es lässt uns nicht aus seinen Klauen. So etwas merke ich immer. Ich habe dafür ein Gefühl, ich weiß es.«
»Nein, Mutter, das ist normal.«
Die Blinde bewegte sich wieder auf den Tisch zu, wo sie sich zielsicher niederließ. »Nein, mein Kind, nicht heute. Nicht in diesen verdammten Tagen. Da ist alles anders.«
»Hör doch auf!« brüllte Jade die Mutter an und erschrak über ihre eigene Stimme. Sie entschuldigte sich sofort, doch Alma hatte die Worte der Tochter nicht tragisch genommen.
»Du bist eben nervös. Der andere Einfluss. Ich verstehe das, und du solltest damit anfangen, es zu begreifen.«
Jade stand dicht vor einer Explosion. Sie holte tief Luft, aber sie schrie nicht mehr. Es kostete sie wahnsinnige Mühe, sich zu beherrschen, und dann sagte sie mit leiser Stimme: »Ich muss für einige Zeit allein sein.«
»Bitte. Du willst weg?«
»Nein.« Jade schaute gegen die dunklen Gläser. »Ich werde nicht weggehen. Ich verlasse das Haus nicht, ich möchte mich nur in mein Zimmer zurückziehen.«
Dagegen hatte Alma nichts einzuwenden. »Das ist sogar sehr gut, Kind. Wenn man allein und ungestört ist, kann man über vieles nachdenken. Ich wünsche dir einen Erfolg.«
»Danke Mutter.«
Jade Prentiss verließ die Küche. Vom schmalen Flur, schon mehr eine Diele, zweigte eine Treppe ab. Die Stufen führten nach oben. Die zum Keller lagen hinter einer Tür verborgen.
Die Schlafräume von Mutter und Tochter lagen beide in der ersten Etage. Bewusst laut und hörbar lief Jade die Treppe hoch, ihre Mutter

sollte keinesfalls Verdacht schöpfen.

Irgendwann vor Jahren einmal waren die Holztüren hell gestrichen und lackiert worden. Die Farbe gefiel der jungen Frau nicht. Dieses Senfgelb passte einfach nicht, aber sie wollte auch nicht überstreichen. In ihrem Zimmer befanden sich nicht allein die normalen, zweckgebundenen Einrichtungsgegenstände, sondern auch eine Hi-Fi-Anlage der ersten Qualität, denn Jade hörte gern Musik. Sie bevorzugte nicht unbedingt eine Richtung. Mal liebte sie Bach und Mozart, dann wieder Michael Jackson oder Prince.

Als sie jetzt nach einer Platte griff, war es Klassik. Beethoven, denn sie wusste, dass seine Konzerte nicht eben zu den leisesten gehörte. Und Lautstärke brauchte sie in den nächsten Minuten damit ihre Mutter abgelenkt wurde.

Beethovens Neunte erschien ihr goldrichtig. Sie legte die Scheibe auf, und sehr bald schon erfüllte diese Musik das Zimmer und das ganze Haus.

Auf dem schmalen Flur stehend und ebenfalls nahe der Treppe wartete Jade ab.

Es konnte sein, dass Alma Prentiss gegen die Lautstärke protestierte, denn bei ihr kam es auf die Tagesform an. Diesmal hörte Jade keinen Protest. Die Mutter blieb ruhig.

Außerdem mochte sie Beethoven, und Jade lächelte, als sie daran dachte.

Das nahezu perfekte Gehör ihrer Mutter hatte sie schon manches Mal aufgeregt. Heute protestierte sie nicht. Sie blieb auch in der Küche, so dass Jade durch den schmalen Flur auf die Kellertür zuhuschen konnte, denn dieser Weg in die Tiefe war wichtig.

Noch immer quietschte die Tür in den Angeln, aber die Musik übertönte das Geräusch.

Vor ihr lag ein dunkler Schatten. Die Stufen waren nur mehr zu ahnen.

Man konnte sich beim Hinabsteigen leicht den Hals brechen, auch Menschen, die hier wohnten. An den Kanten waren die Stufen abgetreten und glatt und deshalb so gefährlich.

Jade schaltete das Licht ein. Eine sehr trübe Funzel, die auf den Stufen einen matten Schein hinterließ. Er sah aus, als würde er sich auf Glatteis spiegeln.

Beethovens Musik dröhnte durch das Haus. Sie übertönte alle Geräusche, selbst die scheppernde Hausklingel wäre von Alma Prentiss nicht gehört worden.

Es gefiel Jade überhaupt nicht, dass ihre Mutter die Ahnungen verspürte.

Sie kannte das, es war nicht das erste Mal. Immer hatten sich die Ahnungen bestätigt. Zudem besaß sie recht. In dem Haus lauerte

etwas Böses, Schreckliches. Es war das Grauen, das Jade gefunden hatte. Sie hatte sich auch in den letzten Tagen keinerlei Gedanken darüber gemacht, woher es wohl gekommen sein konnte, ließ den Gedanken an die Außerirdischen nicht außen vor.

Sieben Stufen besaß die Treppe. Abschnitte, die Jade in eine völlig andere Welt brachten. Hinein in den dumpfen, feucht und modrig riechenden Keller, wo Kriechgetier wie Asseln, Käfer und Spinnen ihre Heimat gefunden hatten, sich hin und wieder Mäuse und Ratten verirrten.

Die Lampe reichte nur aus, um die Treppe zu erleuchten. Wenn der Keller hell werden sollte, musste Jade einen zweiten Schalter betätigen.

Es waren noch die altmodischen Drehschalter, auch die Leitungen lagen über dem Putz. Den modernen Sicherheitsbestimmungen entsprach die Beleuchtung keinesfalls.

Wenn Jade sich reckte und gerade hinstellte, so schleiften ihre rotblonden Haare an der Decke entlang. Deshalb duckte sie sich etwas. Der Gang war schmal. Nischen öffneten sich wie kantige Mäuler.

Kohlen und Holz stapelten sich in einer Nische. In einem anderen stand das eingeweckte Obst. Jedes Glas war von einer Schicht und Kohle und Staub bedeckt.

Ihren Fund hatte Jade Prentiss im letzten Verlies oder Kellerraum versteckt. Dort war er am sichersten. Auch wenn ihre Mutter nichts sehen konnte, sie würde ihn spüren, nicht grundlos hatte sie von dem lauernden Bösen gesprochen.

Gesichert war der schmale, düstere Raum ebenfalls nicht. Die Nische besaß kaum die Breite einer Tür. Sicherheitshalber ging Jade schräg.

Auf weiteres Licht verzichtete sie. Zwar reichte die Beleuchtung nicht bis in das Versteck hinein, trotzdem gab der Fund genügend Helligkeit ab, die als fahles Leuchten über die Wände glitt und sie in einen gespenstischen Schein leuchten ließen.

Obwohl ihr das ungewöhnliche Ei sehr hart vorkam, hatte sie es auf Lumpen gebettet, damit es weich lag. Es sollte ihm nichts geschehen.

Jade wusste sehr genau, dass sie und der Fund zusammengehörten.

Beide bildeten eine Einheit, sie gehörten zusammen. Das spürte die junge Frau.

Über ihr Gesicht huschte ein Lächeln. Selbst in den Augen spiegelte sich der fahle Glanz, so dass die Pupillen der Frau einen totenblassen Schein bekommen hatten.

Selbst an der Decke zeichnete sich das fahle Licht ab, als wäre es dabei, die mächtigen Steine zu durchdringen, um sich im Freien zu verteilen.

Wieder legte Jade ihre Hände um den Fund. Es war wie beim ersten Kontakt. Augenblicklich durchströmte sie das Gefühl der Stärke. Sie

wusste plötzlich, dass dieser Fund sie unbesiegbar machte. Er gab ihr die gewaltige Kraft eines Riesen.

Sie hob es an.

Eigentlich hätte es jetzt, wo es das Blut des Ernest Slaine aufgesaugt hatte, schwerer sein müssen. Doch das Gewicht war geblieben, selbst im Innern konnte sie nichts Fremdes entdecken. Sehr seltsam…

Nur zerbrach sich Jade darüber nicht den Kopf. Sie streichelte das Ei, wie ihre Mutter sie früher als Kind gestreichelt und beruhigt hatte, wenn die Probleme zu groß geworden waren.

Beethovens Musik hörte sie noch immer. Nun allerdings aus weiter Ferne und mehr wie ein melodisches Brausen. Sehr leise, so dass andere Geräusche auffallen konnten.

Wie Schritte, zum Beispiel…

Urplötzlich bildete sich auf ihrem Rücken der kalte Schauer, der sie bis zum letzten Wirbel durchlief. Sie wusste sehr gut, von wem die Schritte stammten. Außer ihr selbst und der Mutter befand sich niemand im Haus, Besuch erwarteten sie ebenfalls nicht.

Noch immer geduckt blieb sie und konzentrierte sich auf die herschlurfenden Geräusche.

Keine Täuschung, es waren Schritte.

Die Frau holte durch die Nase Luft. Sie schmeckte den alten Kellermoder in der Kehle. Dann stellte sie sich hin, hörte das leise Knacken der Knochen und drehte sich um.

Sie hatte sich nicht geirrt. Vor ihr stand Alma Prentiss!

***

Sie trug auch jetzt die dunkle Brille. Etwas von der bleichen Helligkeit spiegelte sich in deren Gläser, so dass sie unheimlich und fremd wirkten.

»Mutter…«, hauchte Jade. Mehr konnte sie nicht sagen, die Kehle war zugebunden.

»Ich - habe - es - gewusst.« Alma Prentiss sprach so abgehackt wie ein Roboter.

»Was hast du gewusst?«

»Dass du hier das Böse versteckt hältst. Meine einzige Tochter hat sich mit dem Bösen zusammengetan.«

Jade wollte lachen, es gelang ihr nicht. Sie blieb aber gelassen und fragte: »Wie kannst du so etwas nur behaupten, Mutter? Das ist eine Unterstellung, eine Unverschämtheit.«

Die Blinde streckte den Arm aus und deutete auf ein Ziel. »Ich spüre es eben, Kind. Ja, ich spüre es genau. Ich habe mich nicht geirrt.«

Jade war nicht gewillt, das hinzunehmen. Sie musste ihre Mutter ablenken, denn diese Frau störte. Es stimmte ja, sie hatte sich nicht geirrt.

Etwas Böses, Fremdes hatte in ihrem Haus seinen Nistplatz gefunden, und es war vor der Mutter versteckt worden.

»Geh wieder nach oben, Mutter.« Jade ging einen raschen Schritt vor, damit sie zwischen das Ei und ihre Mutter treten konnte. So fühlte sie sich sicherer. Obwohl ihrer Mutter das Augenlicht genommen war, hatte sie den Eindruck, als wüsste diese genau über gewisse Dinge Bescheid, das gefiel ihr überhaupt nicht.

»Du willst mich nicht unten haben, Tochter. Stimmts?«

»Gewissermaßen hast du…«

»Ja, ich spüre es, mein Kind. Du bist es, die das Böse versorgt. Du hast es in unser Haus aufgenommen und verborgen. Dieser Keller hier ist anders als sonst…« Ihre Stimme steigerte sich. Von einer Hysterie wollte Jade nicht sprechen, doch weit davon entfernt war die Stimme der Frau nicht. Alma Prentiss wusste Bescheid, und sie war plötzlich wieder zu einem Energiebündel geworden.

»Ich bitte dich, Mutter, das ist alles an den Haaren herbeigezogen. Wie lange warst du nicht mehr hier unten? Ein Jahr, oder ist es vielleicht zwei Jahre her? Du mußt wirklich lernen, anders zu denken. Dein Reich sind die oberen Etagen…«

»Ich will wissen, was hier vorgeht. Noch gehört das Haus mir. Nie habe ich die Nähe des Unheils so deutlich gespürt wie hier unten. Sag nichts, Jade. Verteidige dich nicht, denn über deine Lippen werden nur gesprochene Lügen dringen.«

Sie wollte vorgehen, aber Jade hielt sie zurück. »Nein, Mutter, nicht!«

Ihre Hände lagen auf Almas Schultern. »Das ist nicht dein Platz. Geh wieder!«

Die Frau blieb stehen. Beide Gesichter waren nicht mehr weit voneinander entfernt. Jades Blick war scharf und abweisend. Die Augen der Mutter waren hinter den dunklen Gläsern der Brille nicht zu sehen, aber das Gesicht lebte. Vor Anstrengung hatte sich die Haut gerötet, die schmalen Lippen zuckten. Bebend stieß sie die Worte hervor. »Ich möchte nicht, dass es dir so ergeht wie deinem Bruder Larry.«

»Larry? Was ist mit ihm?«

»Er ist in London. Glaubst du denn, ich hätte nicht gemerkt, dass ihr beide vor mir Geheimnisse habt? Er ist nicht der, den du mir vorspielen willst. Larry ist auf dem falschen Weg, Tochter. Sein Anruf hätte mich warnen müssen. Was heckt ihr aus, ihr beiden?«

Jade wollte keine Antwort geben, und sie drückte ihre Mutter zurück. »Es ist genug, ich will, dass du gehst. Hörst du, Mutter? Du mußt gehen!«

Jades Stimme klang scharf, sie duldete keinen Widerspruch, was auch Alma Prentiss merkte.

»Ich bin blind, mein Kind. Deshalb kannst du machen, was du willst. Ich komme gegen dich nicht an. Ja, ich werde gehen. Ich verlasse den Keller, doch ich werde für dich beten. Vielleicht habe ich eine Möglichkeit, dich von dem bösen Einfluss zu befreien.«

»Tu das, Mutter!«

Alma Prentiss drehte sich um und ging auf die Treppe zu. Sehr unsicher waren ihre Bewegungen, hier unten kannte sie sich wirklich kaum aus, und sie hatte die Arme vorgestreckt, um Hindernisse sofort ertasten zu können.

Jade half ihr nicht. Sie schaute ihr nur nach und war froh, als es Alma gelang, die Stufen der Treppe hochzusteigen. Mit einer Hand hielt die Frau sich fest. Mühsam kletterte sie hoch und sprach dabei mit sich selbst. Was sie sagte, verstand Jade nicht. Es hörte sich an wie Gebete.

Die junge Frau wartete ab, bis ihre Mutter nicht mehr zu sehen war und strich mit den gespreizten Fingern durch ihr Haar. Tief atmete sie durch.

Das war gerade noch einmal gut gegangen. Zufrieden allerdings konnte sie nicht sein, denn nun stand fest, dass Alma Prentiss etwas gemerkt hatte. Sie wusste sehr wohl, wo sich die Quelle des Bösen befand. Dies wiederum passte Jade überhaupt nicht, weil sie die Neugierde ihrer Mutter kannte.

Die Frau brachte es fertig und ging den Weg noch einmal zurück, um nachzuschauen, deshalb musste Jade sich etwas einfallen lassen. Der Ausdruck ihrer Augen bekam etwas Abweisendes, als sie über die Möglichkeiten nachdachte.

Wenn nötig, musste sie die Frau mit Gewalt vor Fehlentscheidungen abhalten, auch wenn es ihre Mutter war. In Jades Leben war etwas anderes hineingetreten. Zum ersten Mal erlebte sie das Gefühl der Macht. Das hatte sie bisher nie so deutlich mitbekommen, doch sie konnte sagen, dass ihr dieses Gefühl gefiel. Ja, sie freute sich darüber.

Es war wie eine Flüssigkeit, die ihr eine gewisse Wärme und Geborgenheit gab und natürlich auch die innerliche Stärke.

So zerbrechlich sie äußerlich auch wirkte, im Innern fühlte sie eine Stärke hochsteigen wie nie zuvor, und sie freute sich darüber.

Jetzt, wo die Mutter verschwunden war, konnte sie sich wieder dem ungewöhnlichen Ei zuwenden.

Mit flüssigem Leben war es gefüllt. Es hatte das Blut eines Menschen geschluckt, es verdaut, und doch war in seinem Innern nichts davon zu entdecken, nur eben das geheimnisvolle Licht, das überhaupt keinen warmen Schein aufwies und das Blut völlig verschluckt hatte, bis auf die sanften, hellroten Streifen, die sich in dem Ei verteilten.

Jades Herz schlug schneller, als sie sich bückte und ihre Hände wieder um den ovalen Gegenstand legte. Hatte er sich wieder

verändert? Das Vibrieren innerhalb des Gegenstandes pflanzte sich durch die Außenhaut fort und erwischte ihre Handflächen, auf denen ebenfalls ein dünner Schweißfilm lag. Vorsichtig hob sie den Fund an und stellte sich gleichzeitig hin.

Das Ei behielt sein Zittern bei. Gleichzeitig erlebte Jade etwas völlig Neues.

Da war eine fremde Kraft, die sich ihrer bemächtigte. Sie drang ein in ihr Gehirn, sie fing an, die Gedanken der Frau zu lenken und zu steuern.

Jade merkte, dass sie nicht mehr sie selbst war, und es machte ihr nicht einmal etwas aus.

Die Ströme in ihrem Kopf konnte sie nicht lenken. Noch bestanden sie aus einem gewissen Durcheinander, doch tief im Innern kristallisierte sich etwas hervor, das ihr sagte, nur das zu tun, was der augenblicklichen Laune entsprach.

Danach richtete Jade sich.

Schwungvoll warf sie das Ei fort. Sie schaute dem Oval nach, wie es durch die Luft torkelte, und bekam einen wahnsinnigen Schreck davor, das Falsche getan zu haben. Wenn der Gegenstand zu Boden fiel und zerbrach, musste sie sich die Schuld geben.

Er fiel auch zu Boden.

Jade bekam es mit wie in einem Zeitlupenfilm. Der Aufprall, das erste, dann das zweite Ticken, das den Schwung nicht stoppen konnte, denn der Gegenstand rollte weiter.

Er hüpfte über den Boden wie ein Ball, der immer wieder auftickte, und er hatte ein Ziel.

Aus großen Augen verfolgte Jade den Weg zur Treppe hin. Sie konnte sich kaum vorstellen, dass dieses Ei es schaffte, die Treppe nach oben zu hüpfen, aber sehr schwungvoll ließ es die letzten beiden Stufen hinter sich, tickte auf die dritte und setzte den Weg nach oben fort.

Jade Prentiss überlegte. Warum nahm das Ei diesen Weg? Was konnte es dazu getrieben haben, den Keller zu verlassen?

Doch, es gab einen Grund.

Und der war schlimm, sogar sehr schlimm, denn oben in einem der Zimmer wartete ihre Mutter.

Jade erinnerte sich wieder daran, wie sie den Forstbeamten Ernest Slaine getroffen hatte.

Plötzlich stand das Bild wieder vor ihren Augen. Der Mann mit seiner Angst und wie er plötzlich im Gesicht auseinanderbrach und sein Blut vollends verlor.

Meine Güte, das war…

Sie dachte nicht mehr weiter, aber sie traute sich auch nicht, die Stufen hochzugehen.

Das Band zwischen ihr und ihrer Mutter war gerissen!

***

Es war ein Bild wie aus einem modernen Western!

Wir kamen nicht mehr weiter, denn rechts der Straße hatten zwei bewaffnete Männer das Gebüsch verlassen und betraten die schmale Fahrbahn, ohne sich um den herannahenden BMW zu kümmern.

Suko reagierte sauer. »Diese Wildwesthelden haben uns ausgerechnet noch gefehlt.«

»Mal sehen, was sie wollen.«

Suko ließ den Wagen sehr knapp ausrollen. Die beiden Männer trugen gefütterte Jacken, die ihre Körper noch breiter machten. Die Hosenbeine der dicken Winterjeans verschwanden in Schaftstiefeln, die Gesichter wirkten hart und entschlossen.

Auf mich machten sie den Eindruck irgendwelcher Farmer, die aufgehetzt worden waren.

Einer riss die Beifahrertür auf und schob die Mündung des Gewehres in den Wagen. Ich drehte den Kopf, weil ich die Mündung nicht unbedingt an meiner Wange spüren wollte.

»Aussteigen, Mister!« Der sichtbare Atem des Mannes erreichte mich.

Ich roch eine leichte Alkoholfahne.

»Und weshalb?«

»Weil wir es so wollen«, erwiderte er grinsend und ganz im Gefühl seiner Macht.

»Okay, denn.«

Ich stieg aus und gelangte in die Kälte. Die Sonne hatte sich hinter den dunstigen Wolken versteckt. Erster Dunst stieg auch aus den Wiesen und Feldern. Für uns hatte es ausgesehen, als wäre diese Umgebung mit zahlreichen Löchern bestückt, aus denen der Nebel kroch. Die Temperaturen lagen dicht über dem Gefrierpunkt. Es war nasskalt geworden. Ein Wetter, wo man am besten im Haus blieb.

Der Mann vor mir hatte ein rundes Gesicht mit breiten Lippen. Seine Nase bog sich an ihrem Ende in die Höhe. Er schaute mich sehr böse an.

Unter den hellen Brauen blitzten ebenfalls helle Augen. »Was haben Sie hier zu suchen?«

»Wir sind auf der Durchreise.«

Während der Antwort hatte ich über das Wagendach hinweggeschielt. Suko war auf der anderen Seite ausgestiegen, auch er blickte in eine Gewehrmündung.

»Wohin?«

»Geht Sie das was an?«

»Ja, Mister, das geht uns was an.«

Ich blieb gelassen. »Dann sind Sie möglicherweise von der Polizei.

Oder irre ich mich?«
»So etwas Ähnliches.«
»Können Sie mir das erklären?«
Er tippte die Gewehrmündung gegen meinen Bauch, was mir überhaupt nicht gefiel, doch ich hielt mich zurück. »Wir sind so etwas wie eine Bürgerwehr, wenn Sie verstehen.«
»Nein, überhaupt nicht.«
»Spielt auch keine Rolle. Wir wollen Ihren Ausweis sehen und, wissen, weshalb Sie hier sind.«
Ich griff in die Tasche. Der Mann trat einen Schritt zurück. »Sind Bürgerwehren nicht verboten?« fragte ich.
»Interessiert uns nicht.«
»Da, lesen Sie!« Ich hielt meinen Ausweis hoch und ihn fest. Der Kerl mit dem Gewehr starrte ihn an, er schluckte, bekam einen leicht roten Kopf, dann senkte er die Mündung.
»Das ist ein Bulle!« rief er seinen Kollegen zu.
»Der Chinese auch?«
»Ja«, sagte Suko. »Bisher habe ich Geduld gehabt. Wenn Sie nicht bald das Gewehr wegnehmen, passiert etwas.«
Der zweite Mann, er war kleiner als sein Kumpan und trug eine Strickmütze auf dem Kopf, schüttelte den Kopf und brummte etwas in seinen nicht vorhandenen Bart. Dass er wütend war, sahen wir ihm an, schließlich hatten wir ihm den Auftritt verdorben.
»Reicht das?« fragte ich.
»Ja.«
»Gut, dann kommen wir zur Sache. Die Bürgerwehr gefällt mir nicht. Aber lassen wir sie außer vor. Weshalb haben Sie sich hier aufgebaut und halten friedliche Menschen an?«
»Weil die ganze Gegend nicht so friedlich ist, wie sie scheint.«
»Ach ja? Was ist denn passiert?«
Diesmal ließ sich der Mann Zeit. Er hängte sein Gewehr über die Schulter, bevor er unruhig seine Füße bewegte. »Nun ja, es ist so. Hier hat es einen Toten gegeben.«
»Mord?«
»Genau.«
»Wie?«
»Die Leiche war ohne Blut!«
Der Mann hatte die Worte geflüstert und dabei eine Gänsehaut bekommen. Ich schaute ihn an, war überrascht und sah, dass Suko in den Wagen tauchte, um nach dem Telefonhörer zu greifen. Er wollte die Aussage kontrollieren, die Kollegen mussten Bescheid wissen.
»Haben Sie die Leiche gefunden?«
»Nein, andere.«
»Sie denn gesehen?«

»Ja, es war Ernest Slaine, ein Forstwart. Er… er hatte kein Blut mehr in den Adern.«

»Und weiter.«

»Was soll ich da sagen!« schrie der Blonde. »Man… man… denkt schließlich nach.«

»Was kam dabei heraus?«

Sein Kumpan mischte sich ein. »Halt doch den Rand, Jimmy. Was wir annehmen, glaubt kein Bulle.«

»Vielleicht doch.«

Ich schielte in den Wagen. Suko telefonierte. Da er die Lippen bewegte, hatte er auch Anschluss bekommen.

»He, warum antworten Sie nicht?«

»Glauben Sie denn an Vampire?« fragte Jimmy.

Ich hob die Schultern. »Das kann sein.«

»Wir glauben daran«, erklärte er mit fester Stimme. »Wir sind davon überzeugt, dass es die Blutsauger gibt. Wie sonst hätte die Leiche leer sein können?«

»Man kann auch verbluten.«

Jimmy lachte in den trüben Tag hinein. »Ohne Wunden? Es waren keine Wunden zu sehen.«

»Bisse denn?«

Er glotzte mich an. Sein Kumpan sagte: »Der Bulle hat Ahnung, Jimmy. Selten, aber wahr.«

»Wissen wir nicht, weil wir darauf nicht geachtet haben. Da müssten Sie mal die Kollegen fragen.«

»Das macht mein Partner.«

»Na ja, gut. Jedenfalls war in der Leiche kein Tropfen Blut mehr zu finden.«

»Ausgesaugt?«

»Bestimmt.«

Suko verließ den BMW. Schon dem Gesichtsausdruck entnahm ich, dass uns die beiden Männer keinen Bären aufgebunden hatten. Er blieb an der anderen Seite stehen und legte seine angewinkelten Arme auf das Autodach. »Ich habe mit dem zuständigen Kollegen gesprochen. Der Tote war tatsächlich blutleer, John.«

»Und weiter?«

»Ja, man hat den Toten untersucht. Ich fragte nach bestimmten Biss-Spuren, du weißt schon, aber die waren nicht vorhanden. Das Blut ist an den Körperöffnungen ausgetreten, als wären diese zerplatzt worden, und zwar durch einen ungeheuren Druck, der von innen her kam. Das jedenfalls sagte der Arzt. Ansonsten war er überfragt.«

Das konnte ich mir vorstellen, denn mir wäre es ähnlich ergangen. Ein Rätsel für die Menschen hier. Ich aber dachte an den Begriff des Flüssigen Lebens und sah die Tatsachen aus einem ganz anderen

Blickwinkel. »Was ist sonst noch dabei herausgekommen?«

»Die Kollegen haben herumgefragt. Es gab angeblich keine Zeugen für die Tat.«

Wenn mein Freund so redete, dann wusste ich, dass er mir noch etwas zu sagen hatte, es aber vor Zeugen nicht aussprechen wollte.

»Ja, ich habe kapiert.«

Ich wandte mich wieder an den blonden Jimmy. »Sagen Sie mal, Meister, wie groß ist denn Ihre Bürgerwehr, die Sie da aufgestellt haben?«

»Wir sind zu sechst.«

»An verschiedenen Stellen, wie ich annehme.«

»Ja.«

»Dann zieht euch so schnell wie möglich zurück«, erklärte ich ihm mit ernst klingender Stimme. »Sagen Sie Ihren Kollegen Bescheid. Es könnte nämlich Ärger geben.«

»Wie das denn?«

»Wenn die Leiche blutleer gesaugt worden ist, müssen Sie damit rechnen, dass sich hier etwas herumtreibt, mit dem Sie nicht fertig werden können. Etwas Schreckliches, Unheimliches. Wenn Sie vorhin von Vampiren gesprochen haben, so will ich das nicht einmal direkt bestreiten. Es kann durchaus sein, dass Sie es damit zu tun bekommen.«

»Ja, das dachten wir.«

»Gegen Vampire kommen Sie nicht an. Nicht mit ihren Flinten. Verschwinden Sie und überlassen Sie uns den Fall.«

Die beiden Männer schauten sich an. Der Blonde reagierte zuerst und holte ein Sprechfunkgerät aus seiner Jackentasche. Er stellte die Verbindung zu seinen Freunden her und sprach von einem Abzug, auch wenn er auf Protest stieß.

Die Leute hier wollten gern Wildwest spielen, doch das konnte tödlich enden.

»Wir gehen!« befahl er schließlich. Treffpunkt an der alten Ulme, Leute.

»Ferry und ich sind in einer Viertelstunde ungefähr dort.« Rasch unterbrach er die Verbindung, denn einen Protest wollte der Blonde nicht mehr hören. Dennoch war er neugierig und erkundigte sich bei uns, was wir denn vorhätten.

»Wir wollen jemanden besuchen.«

»Wen denn?«

»Spielt keine Rolle. Einen Bekannten, der mit diesem Fall einiges zu tun hat.«

»Auch den Chef der Mord…«

»Richtig.«

»Dann müssen Sie aber in die andere Richtung fahren.«

Ich grinste ihn an. »Keine Sorge, wir können auch drehen. Halten Sie sich an die Anordnungen.«

Die Männer zogen sich zurück. Ihr Fahrzeug, einen kleinen japanischen Geländewagen, hatten sie im nahen Gebüsch versteckt. Uns war er nicht aufgefallen.

Wir warteten, bis sie sich freigewühlt und gewendet hatten. In die entgegengesetzte Richtung rollten sie davon. Suko zeigte ein sehr skeptisches Gesicht.

»Was hast du?«

»Weiß nicht. Ich würde mir nur wünschen, dass sie sich daran halten und nicht auf eigene Faust versuchen, den Vampir oder wer immer dahintersteckt, zu stoppen.«

Ich reckte die Arme. »Das hört sich an, als wüsstest du mittlerweile mehr.«

»Möglich.«

»Rede schon.«

»Ich habe die Kollegen hier an die Leitung bekommen. Wie gesagt, die Leiche war blutleer, und die Kollegen standen vor einem Rätsel. Aber sie haben versucht, es zu lösen und mit den Zeugen geredet, die sie fanden. Es waren nicht viele, ein Name jedoch wird dich aufhorchen lassen: Jade Prentiss.«

»Tatsächlich?«

»Sicher. Sie lebt nicht weit von dem Ort entfernt, wo die Tat passierte.«

Ich lächelte und streichelte mein Kinn. »Das wird immer besser. Jetzt freue ich mich direkt auf einen Besuch bei dieser Dame. Hast du mehr über sie erfahren können?«

»Natürlich hakte ich nach. Man stufte sie als harmlos ein. Sie lebten zusammen mit ihrer Mutter ziemlich einsam und ist in einer Bibliothek beschäftigt.«

Ich schaute auf die Uhr. »Dann könnten wir sie möglicherweise dort finden.«

Suko schüttelte den Kopf. »Nein, Jade Prentiss hat Urlaub genommen. Sie ist zu Hause.«

Ich zog die Lippen in die Breite. »Wie schön für uns.«

Suko wiegte den Kopf, bevor er den Wagen startete. »Ob das wirklich so schön ist, wage ich zu bezweifeln…«

***

Jade Prentiss blieb im Keller zurück, und sie kam sich vor wie eine Verräterin. Sie dachte an ihre Mutter, die eine Etage höher wartete, gleichzeitig schaute sie auch dem Ei nach, das sich selbständig gemacht hatte und seinen Weg über die Treppe fand.

Möglicherweise hätte noch eine Chance für sie bestanden, diesen

Gegenstand zurückzuholen, das ließ Jade bleiben. Ein Gefühl sagte ihr, dass sie sich diesen Fund nicht unbedingt zum Feind machen sollte. Sie hatte ihn entdeckt, er war zu einem Stück von ihr geworden. Über diese Beziehung dachte Jade nach, als sie in der geheimnisvollen Düsternis des Kellers zurückblieb.

Wie stark war die Beziehung zwischen ihnen? Stärker als die zu ihrer Mutter, um die sie sich bisher gekümmert hatte?

Die Frau befand sich in einer Zwickmühle. Sie hatte die Mutter gewarnt, sich nicht einzumischen, und war auf taube Ohren gestoßen. Jetzt konnte sie das Schicksal nicht aufhalten, denn es hüpfte Stufe für Stufe die Treppe hoch.

Alma war ahnungslos. Während ihre Tochter im Keller zurückgeblieben war, hatte sie die Treppe hinter sich gelassen. Die Unsicherheit war nach der letzten Stufe verflogen. Sie fühlte sich in ihrem Bereich sicherer, brauchte nicht mehr zu tasten und erlebte soeben noch das Finale der ersten Plattenseite mit.

Dann verstummte Beethoven.

Alma betrat genau in diesem Augenblick die Küche. Den Wohnraum mit den alten Möbeln hatte sie links liegenlassen. Dort war nicht geheizt. Er wurde von den Frauen nur am Wochenende benutzt.

Zielsicher ging sie zu ihrem Stammstuhl und ließ sich darauf niedersinken.

Sie drehte ihn ein wenig, denn sie wollte in Richtung Tür sitzen, um sofort mitzukriegen, wenn sich dort etwas tat.

Durch die dunklen Brillengläser war von ihren Augen nichts zu sehen.

Die Hände hatte sie auf die Tischplatte gelegt, das Gesicht glich einer kalten Maske.

Alma Prentiss wusste genau, dass sie verloren hatten. Und zwar im doppelten Sinne.

Einmal war es ihre Tochter, die nicht mehr zu ihr hielt. Zum zweiten war sie davon überzeugt, dass dieses im Haus steckende Grauen keine Überlebenden zulassen würde. Es war radikal, es war auf das reine Vernichten programmiert, denn nicht alle Menschen standen ihm nahe.

Wer normal darüber nachdachte, der konnte es nur ablehnen, was ihre Tochter leider nicht getan hatte.

Für sie war das Schreckliche gerade rechtzeitig gekommen. Jade kam ihr vor, als hätte sie nur darauf gewartet, um ihr Leben endlich ändern zu können.

Das war schlimm, denn es hing mit dem Tod, dem Grauen und der Vernichtung zusammen.

Alma fragte sich völlig emotionslos, auf was sie wartete, und sie wusste auch die Antwort.

Sie wartete auf den Tod, das Ende…

Sie hatte das Böse nicht sehen können, sie wusste nicht, wie es aussah, ob es überhaupt eine Gestalt besaß oder nur so etwas wie ein Schatten war. Sie hatte deutlich die tödliche Ausstrahlung gespürt, die davon abstrahlte.

Alma Prentiss wartete. Zuerst hatte sie versucht zu beten. Sie gehörte zu den Menschen; die es jeden Abend vor dem Einschlafen taten, doch in dieser Lage wollten ihr keine Worte über die Lippen kommen. Sämtliche Gebete hatte sie vergessen.

Sie aber war nicht vergessen worden, denn das Unheil befand sich auf dem Weg.

Als sehr sensible Person mit geschärften Sinnen nahm sie deutlich die Strömung wahr, die sich verdichtet hatte. Sie wollte nicht daran glauben, dass sich das Fremde bereits in ihrer unmittelbaren Nähe befand, aber sie konnte dem Unheil auch nicht entwischen.

Lautlos näherte es sich nicht. Da die Musik verstummt war, nahm sie die normalen Geräusche doppelt so laut war. Viele kannte sie, nicht aber das leise Schleifen auf dem Fußboden noch außerhalb der Küche.

Jedenfalls waren es keine Schritte, denn die hörten sich anders an. Da schob sich etwas über den Boden, das zudem auf keinen Widerstand traf und den direkten Weg zur Küche hin nahm.

Alma Prentiss bewegte sich nicht. Die Unruhe wühlte ihr Innerstes auf.

Da klopfte ihr Herz schneller als gewöhnlich, da merkte sie den fast tödlichen Druck.

Sie holte nur sehr flach, aber dafür schnell Luft. Jetzt wünschte sie sich, etwas sehen zu können, das war ihr leider nicht möglich. Ihre Welt befand sich abgeschlossen und eingekerkert in der absoluten Dunkelheit.

Es rutschte weiter.

Leise, gefährlich leise, auch unheimlich und einer bestimmten Spur folgend.

Dem Forstbeamten hatte irgendjemand das Blut geraubt. Damals war das Grauen noch im Freien gewesen, heute nicht mehr. Nun glitt es immer weiter auf Alma zu, die daran dachte in einem stockfinsteren Raum zu hocken, so groß ungefähr wie eine Zelle, deren Wände sich allerdings durch eine von außen gesteuerte Kraft immer mehr zusammenzogen, so dass sie die darin sitzende Person irgendwann einmal zerquetschten.

Ja, so würde es sein. So und nicht anders.

Für einen flüchtigen Moment dachte sie an Jade. Nein, es hatte keinen Sinn. Die Tochter würde der Mutter nicht helfen, sie stand bereits zu stark unter dem Einfluss des Fremden.

Es war da!

Nicht direkt bei ihr, nur spürte Alma sehr genau, dass es die Schwelle zur Küche überschritten hatte. Jetzt waren es nur mehr wenige Schritte bis zum Ziel.

Sie war gefasst, sie saß bewegungslos. Die Frau wusste, dass jeder irgendwann einmal das Ende seines Lebens erreicht hatte. Sie stand dicht davor!

Nur hätte sie nicht damit gerechnet, dass es so schnell kommen würde.

Und das Geräusch blieb.

Lauter jetzt, gefährlicher…

Die pechschwarzen Wände der Zelle bewegten sich von vier Seiten auf die Frau zu. Sie dachte an keine Erklärungen, sie nahm es einfach hin und wusste auch nicht, ob es einen Ausweg für sie gab. Und weiter nahm der Druck zu.

Es war nicht der Druck des Unsichtbaren, der sie einkesselte. Von dem für sie nicht sichtbaren Ei strömte diese wahnsinnige Todesgefahr aus, die tief in ihre Psyche drang.

Vor ihren Augen zersplitterte das Glas der Brille. Zuerst bekamen sie Risse, die sich nach einem erneuten Druck verstärkten und dann aus dem Rahmen platzten.

Almas »Augen« wurden sichtbar.

Nein, es waren keine gewöhnlichen Augen. Was in den Höhlen zu sehen war, konnte nur mehr als blasse Fläche bezeichnet werden, einem Vorhang ähnlich.

Keine Pupillen, nur diese erschreckende Bleichheit, und dann dieser wahnsinnige Druck.

Zum ersten Mal schrie sie.

Einen Moment später schwebte das Ei vor ihr in die Höhe, weil es bereit sein musste, den Blutstrom aufzunehmen, der aus den Augen der Frau auf den Gegenstand zuschoss…

***

Der Schrei war nicht ungehört geblieben!

Jade hatte ihn vernommen und war zusammengezuckt, wie von einem mächtigen Peitschenschlag getroffen.

Sie drückte ihren Körper zur Seite, dem Kopf nach unten, sie zitterte, sie spürte den Schweiß und das rasende Herzklopfen.

Es war passiert, ja es war passiert. Ihr Fund hatte den Keller hinter sich gelassen und den Weg in die Küche gefunden, wo die Mutter sicherlich saß und auf Jade wartete.

Es blieb bei diesem einen Schrei. Nicht einmal ein Jammern und Stöhnen war zu hören.

Wenn die Mutter ihr Leben verloren hatte, dann war sie lautlos gestorben.

Dieser Gedanke hätte Jade erschrecken müssen. Sie nahm ihn einfach kalt hin, ein Zeichen, wie tief sie unter dem Einfluss dieses verfluchten Eis steckte.

Larry hatte davon gesprochen, durch den Fund Macht zu bekommen.

Das stimmte, aber die Menschlichkeit, die Gefühle, beides blieb dabei auf der Strecke.

Es war klar, dass sie nicht ewig hier im Keller bleiben konnte.

Irgendwann musste sie sich oben zeigen und sich davon überzeugen, ob alles so eingetroffen war, wie sie es angenommen hatte. Ein kurzer Schrei nur, danach war die Stille abrupt eingetreten.

Die Stille belastete Jade. Sie war anders als sonst. Sehr bedrückend und unheimlich, nicht durchbrochen von irgendwelchen Geräuschen, sondern wie ewig geltend.

Im Hals merkte sie das Kratzen. Sie musste sich räuspern, aber der Eindruck, Staub geschluckt zu haben, blieb. Selbst ihr Speichel schmeckte anders, die Luft wehte gegen ihr Gesicht wie ein feuchter, stinkender Lappen.

Das Ei war längst verschwunden und zeigte sich nicht mehr. Jade hatte damit gerechnet, den Gegenstand wieder zu sehen. Leider suchte er ihre Nähe nicht.

Überlaut kamen ihr die eigenen Schritte vor. Wenn die Sohlen schleiften, hörten sie sich an wie das Kratzen von Totenfingern unter einem schweren Sargdeckel.

Selbst das Licht war für ihren Geschmack noch düsterer geworden. Der Glanz lag nicht mehr auf den Stufen.

Die Kellertür brauchte sie nicht aufzustoßen. Sie drückte sich schräg durch den Spalt, ging einige Schritte und konnte bereits die nicht geschlossene Küchentür sehen, aber ein Blick in den Raum hinein gelang ihr leider nicht.

Unwillkürlich schaute sie über den Boden, wo sie nach Spuren suchte.

Blut hinterließ Flecken, aber die dunklen Punkte zeigten sich nicht.

Sie fühlte sich als Fremde im eigenen Haus. Furcht bekam sie nicht, auch wenn ihr Herzschlag sich beschleunigt hatte. Das lag an der Aufregung und auch der Spannung.

»Mutter…?« Wie von selbst rutschte das Wort über ihre Lippen. Jade wartete auf eine Antwort, sie war sich nicht sicher, zögerte, lauerte, es blieb still.

Da wusste sie Bescheid!

Noch vor der Küchentür stehend strich sie durch ihr Haar. Das Gesicht erinnerte an eine Maske. Unter dem linken Auge zuckte die dünne Haut.

Die Kleidung roch nach Keller, sie strich mit den Händen darüber, als könnte sie den Geruch vertreiben, was ihr natürlich nicht gelang.

Einen anderen nahm sie deutlicher wahr.

Er drang aus der Küche, er war wie eine Wolke, die man nicht sah, ein gefährlicher Bote…

Sie ging die letzten Schritte, zog die Tür auf, schaute in die Küche - und sah ihre Mutter.

Alma Prentiss saß auf dem Stuhl. Sie sah aus wie das makabre Kunstwerk eines Designers, der es sich in den Kopf gesetzt hatte, keine schönen Leichen zu produzieren…

***

Kein Atem, kein Stöhnen - es floss nichts über die Lippen der reglos dasitzenden Frau.

Sie war im Sitzen gestorben, und der Tod hatte bei ihr seine Spuren hinterlassen.

Die Brille bestand nur aus Fragmenten. Mit den Bügeln hing sie noch an den Ohren fest, das war auch alles. Das Glas in den Rändern war nicht mehr vorhanden. Die Reste lagen auf ihren Oberschenkeln. Aus den blinden Augen rannen kleine, rote Fäden, die sich zitternd auf den Wangen verteilt hatten. Sie endeten erst dort, wo das Kinn anfing.

Ansonsten zeigte die Haut eine unnatürliche Bleichheit. Weiß mit einem Stich ins Gelbe. Dazu passten auch die sehr farblosen Lippen. Als blasse Schläuche lagen sie aufeinander.

Jade rührte sich nicht vom Fleck. Sie schaute ihre tote Mutter an und suchte nach einem besonderen Detail, das ihr in Erinnerung bleiben würde.

Es waren die Hände der Frau. Sie sahen aus, als hätte sie versucht, im letzten Augenblick nach irgend etwas zu greifen, was ihr aber nicht gelungen war.

Eigentlich hätte Jade schreien und weinen müssen. Der Schock wäre wie eine Sturzflut über sie hinweggekommen, statt dessen stand sie da und schaute nur.

Was vor einer Woche noch eine mittlere Katastrophe bei ihr ausgelöst hätte, ließ sie jetzt völlig kalt. Ihre Seele kühlte aus, das Blut hatte sich ins Eis verwandelt, und es setzte sich noch etwas anderes in ihr fest. Die Gleichgültigkeit. Sie nahm den Tod der Mutter hin wie den einer völlig fremden Person.

Noch auf der Stelle stehend, ließ sie ihre Blicke kreisen, denn sie suchte nach einem bestimmten Gegenstand. Die Mutter interessierte sie nicht mehr, das Ei war für Jade wichtiger. Leider sah sie es nicht. Es musste die Küche verlassen haben.

Jade wollte sich davon überzeugen und durchschritt den Ort des Todes.

Sie ging durch die Stille. Ihre eigenen Füße verursachten kaum ein Geräusch.

Die Mutter verglich sie mit einer mit Blutstreifen bemalten Puppe. Selbst aus den Ohrlöchern war das Blut gedrungen und hatte sich am Hals verteilt.

Hinter dem Stuhl mit der Toten blieb sie stehen und schaute durch das Fenster.

Auch draußen war die Natur gestorben oder lag in den letzten Zügen, denn der November zählte zu den Totenmonaten.

Der Garten zeigte eine trübe Farbe. Dunstschleier krallen sich, Leichengewändern gleich, am Boden fest. Wenn sie sich bewegten, bekamen die Bäume beinahe ein gespenstisches Eigenleben. Der Anblick passte zum Tod ihrer Mutter.

Jade drehte sich wieder um. Auf ihrer Stirn bewegte sich die Haut, ein Zeichen, dass sie nachdachte, und die Gedanken drehten sich um das Ei.

Ohne es gesehen zu haben, wusste sie genau, dass dieser unheimliche Gegenstand ihre Mutter blutleer gesaugt hatte. Da war er wie ein Vampir auf der Suche nach Menschenblut.

Sie traute sich auch, die Haut der Toten anzufassen. Dabei glitten die Fingerspitzen streichelnd über die Wange. Sie spürte die Kälte der Haut, die Leiche kühlte sich allmählich ab. Das war wie bei einer normalen Toten.

Wo aber befand sich das Ei?

Jade schluckte. Ihre Blicke durchstreiften noch einmal die Küche, sie schaute in jeden Winkel nach, ohne es allerdings entdecken zu können.

Wenn es sich nicht mehr im Haus aufhielt, dann musste es ihm gelungen sein, die vier Wände zu verlassen.

Sie ging weiter. Die Küche interessierte sie nicht mehr. Obwohl es ihr Mühe bereitete, wollte sie das Haus durchsuchen. Irgendwo musste das Ei zu finden sein. Jade konnte sich nicht vorstellen, dass es für diesen Gegenstand draußen optimaler lief.

Plötzlich blieb sie stehen.

Etwas hatte sie irritiert, gestört. Sie wollte nicht mehr weitergehen. Da war ein Geräusch gewesen, das zu der normalen Stille im Haus einfach nicht passte.

Aber wo?

Sie vernahm einen dumpf klingenden Laut - und wusste Bescheid. Nicht im Haus, sondern draußen war das Geräusch ertönt. Dort musste also jemand gekommen sein.

Bisher hatte Jade Prentiss die Nerven behalten. Plötzlich bekam sie das Flattern. Sie wünschte sich ihren Bruder Larry herbei. Der hätte sicherlich einen Ausweg gewusst.

Leider konnte sie nicht zaubern. Larry lag in London, war verletzt und konnte ihr nicht helfen.

Draußen also…
War jemand gekommen?
Jade hatte den Gedanken kaum beendet, als sie zum zweiten Mal heftig zusammenzuckte.
Der Grund war einfach.
Es hatte an der Haustür geklingelt!

***

Rotblonde Locken, ein rundes Gesicht, ein etwas blasser Mund, große Augen, die ein wenig verwirrt auf uns, die Fremden, schauten, und ein schlichtes Kleid, das den Körper der jungen Frau bedeckte. Das war der erste Eindruck, den wir von Jade Prentiss bekamen.
Wir hatten das doch ziemlich einsam liegende Haus relativ schnell gefunden und den BMW in seiner unmittelbaren Nähe abgestellt. Es mochte Menschen geben, die hier gern lebten. Für mich wäre es nichts gewesen, von drei Seiten eingeschlossen zu sein, auch wenn es Wald war, der einen natürlichen Schutz bildete.
Die Natur hatte ihre Novembertrauer angelegt. Eine Stimmung, die deprimieren konnte. Ich für meinen Teil war im Innern optimistisch und hoffte, endlich eine Spur zu finden.
»Jade Prentiss?« fragte ich und lächelte ihr zu.
Sie nickte. Es sah etwas scheu aus, vielleicht auch verlegen, und sie traf keinerlei Anstalten, die Tür weiter aufzuziehen. Sie blieb in dem Spalt stehen.
»Können wir Sie sprechen, bitte?«
»Ja - nein, ich… ich… weiß nicht, wer Sie sind? Wir kennen uns ja nicht.«
»Mein Name ist John Sinclair.« Ich stellte auch Suko vor, beobachtete dabei ihr Gesicht und entdeckte darin keine Regung. Unsere Namen schienen ihr nichts zu sagen.
»Was wollen Sie denn?«
»Wir kommen aus London.« Ich hielt ihr den Ausweis entgegen. »Und sind Yard-Beamte.«
»O Himmel, Polizei!«
Ihr Gesicht verlor noch mehr von der Farbe, denn sie war sowieso ziemlich blass. Jetzt sah sie aus wie eine Leiche. Hatte sie ein schlechtes Gewissen?
Suko wurde konkreter. »Es geht uns im Prinzip nicht um Sie, sondern um Ihren Bruder.«
»Larry?«
»Ja, Miss Prentiss.«
»Er… er wohnt nicht hier. Da müssen Sie nach London fahren, wenn Sie ihn sprechen wollen.«
»Von dort kommen wir.«

»Und? Was ist…?« Sie trat einen Schritt zurück. »Wollen Sie damit sagen, dass Larry etwas passiert ist?«

»Er lebt«, sagte ich schnell.

Sie nickte, und sie öffnete dabei die Tür, was wir als Einladung ansahen und das Haus betraten.

Es war alt, es besaß Atmosphäre, es roch irgendwo auch muffig, aber bei diesem schwülen Wetter zu lüften, brachte wohl nicht viel.

Die gute Wohnstube erinnerte uns an einen Raum im Museum. Es fehlte nur die gespannte Kordel, die dafür sorgte, dass die Besucher den Raum nicht betreten konnten. Wir nahmen Platz.

Das Sofa besaß eine ziemlich harte Polsterung. Irgend etwas drückte gegen mein Hinterteil. Lange wollte ich hier nicht sitzen.

»Kann ich Ihnen etwas anbieten?« fragte Jade. Sie hatte uns gegenüber ihren Platz eingenommen und hockte auf der Kante eines mit geblümten Stoff überzogenen Sessels.

Suko wollte nichts, auch ich hielt mich zurück und hatte den Eindruck, als wäre Jade froh darüber.

»Um Larry also geht es Ihnen. Was ist denn mit ihm passiert?«

Da ich mich mit ihm auseinandergesetzt hatte, stand es mir auch zu, ihr einen Bericht zu geben.

Ich wählte meine Worte sorgfältig, weil ich nicht wollte, dass sie einen Schock bekam.

Jade hörte mir mit unbewegtem Gesicht zu. Nur ihre spielenden Finger zeigten Nervosität. Schließlich hob sie die Schultern und sagte leise:

»Sie können mir deswegen keinen Vorwurf machen, Mr. Sinclair. Ich habe mit meinem Bruder kaum Kontakt. Wo er wohnt, das ist eine völlig andere Welt.«

»Stimmt.«

»Wissen Sie, Mr. Sinclair, ich habe immer gedacht, mein Bruder wäre so eine Art Vertreter. Was Sie sagen, ist für mich ein Schock. Ich bekomme da eine Gänsehaut…«

»Keine Sorge, es geht alles gut.«

»Wohnen Sie hier allein?« fragte Suko.

Jade Prentiss drehte den Kopf. »Ja - wieso?«

»Ich meine nur.«

Sie hörte mein Räuspern und schaute mich wieder an. »Warum lügen Sie denn? Man hat uns berichtet, dass Sie zusammen mit Ihrer Mutter hier im Haus leben.«

Für einen Moment presste sie die Lippen zusammen. Für uns wirkte es so, als würde sie nach einer Ausrede suchen. »Wer hat Ihnen das denn berichtet?«

»Jemand, der sich hier auskennt.«

»Der hat gelogen.«

»Ja«, sagte Suko, »wenn Sie meinen. Da ist noch etwas, das uns stutzig macht.«

»Und?«

»Sie haben sicherlich von dem Toten gehört, der hier gefunden wurde, nicht wahr?«

»Welchem Toten?«

Suko beugte sich vor. »Eine männliche, blutleere Leiche. Sie lag im Wald, verstehen Sie?«

Unsere Fragen waren mit einem Netz zu vergleichen, das sich immer enger um die Frau zog. »Damit habe ich doch nichts zu tun!« stieß sie hervor. »Wie kommen Sie darauf? Wollen Sie mich vielleicht für den Tod dieses Mannes verantwortlich machen?«

»Nein, das nicht. Wir nehmen nicht an, dass Sie die Leiche blutleer gemacht haben.«

»Na bitte.«

»Aber es gibt da den Begriff des Flüssigen Lebens«, sagte Suko. »Können Sie damit etwas anfangen?«

»Leben?«

»Flüssiges!«

Jade Prentiss lachte uns an. Es klang verdammt unecht und schlecht.

»Also das weiß ich nicht«, erklärte sie mit fester Stimme. »Nein, damit komme ich nicht klar. Es tut mir leid. Was soll ich mir denn unter Flüssigem Leben vorstellen?«

»Blut, zum Beispiel«, sagte ich.

Sie leckte über ihre Lippen, als wollte sie dort einen Tropfen abwischen.

»Blut?« murmelte sie. »Ja, Blut ins Leben, das stimmt. Man kann es so ansehen.«

»Und die Leiche war blutleer, Miss Prentiss«, bestätigte ich noch einmal.

»Das heißt, jemand muss ihr das Blut entnommen haben. Eine andere Möglichkeit gibt es nicht.«

Jade senkte den Kopf und ballte die Hände. Schließlich schüttelte sie den Kopf. »Wer tut denn so etwas?«

»Danach forschen wir auch.«

»Ausgerechnet bei mir?«

»Auch bei Ihnen. Wir wollen das Wesen finden, das der Leiche das Blut entnommen hat.«

»Moment mal, moment mal.« Ihre Stimme klang härter, sie hatte sich wieder gefangen. »So nehme ich das nicht hin. Für mich gibt es zwar keine normale Erklärung, für so etwas, aber ich kann Ihnen versichern, dass ich damit nichts zu tun habe.«

»Sie haben sich bestimmt Gedanken darüber gemacht.«

»Ja.«

»Darf ich nach der Lösung fragen?« erkundigte ich mich lächelnd.
»Nein, das dürfen Sie nicht. Oder ja, ich kann sie Ihnen nur nicht nennen, Mr. Sinclair. Mit solchen Dingen habe ich nichts zu tun, wie Sie sich bestimmt vorstellen können. Ich… ich bin doch kein Vampir!« stieß sie hervor.
»Denken Sie daran?«
»Nein.«
»Sie haben es gesagt.«
»Darauf kommt man automatisch, Mr. Sinclair.«
»Stimmt. Wenn man sich näher damit beschäftigt, wird das wohl so sein. Wir haben ebenfalls an einen Vampir gedacht. Aber die gibt es ja nicht«, fuhr ich leise lachend fort.
»Das meine ich auch.«
Suko erhob sich und ging einen Schritt in Richtung Tür, wobei er noch den Kopf schüttelte.
»Wo wollen Sie hin?«
Er blieb stehen, drehte sich und schaute die Fragerin an. »Eigentlich wollte ich hier bei Ihnen bleiben, aber mir ist da etwas aufgefallen.«
»Hier kann einem nichts auffallen.« Die Antwort klang trotzig und patzig zugleich.
Suko hob die Augenbrauen. »Wir haben viel über das Thema Blut gesprochen, Miss Prentiss. Mir ist der Geruch von Blut aufgefallen, das will ich Ihnen ehrlich sagen.«
Nicht nur Jade hatte er mit dieser Antwort überrascht, auch mich. Ich fragte mich, ob Suko geblufft hatte oder seine Bemerkung den Tatsachen entsprach.
»Wieso Blut?« flüsterte sie.
»So leid es mir tut, Miss Prentiss, aber es riecht tatsächlich nach Blut. Ist Ihnen das nicht aufgefallen?«
»Nein.«
»Möglicherweise haben Sie sich bereits daran gewöhnt.«
Die letzte Antwort hatte sie geschockt und auch wütend gemacht. »Was erlauben Sie sich, Mister? Das ist doch eine Schweinerei, das ist eine Beleidigung, die Sie mir hier entgegenhalten. Sie behaupten, dass ich…«
»Ich behaupte nur, dass es nach Blut riecht. Und ich werde den Grund herausfinden.«
»Ach…«
»Ja, Miss Prentiss. Allmählich festigt sich in mir der Verdacht, dass Sie meinen Kollegen und mich an der Nase herumführen. So etwas haben wir beide nicht gern.«
Jade Prentiss rang nach Worten. »Sie… Sie sind unverschämt, Mister. Sie sind genau das Beispiel eines schlechten Polizisten. Ich habe mir nichts zuschulden kommen lassen. Und deshalb möchte ich Sie und

Ihren Kollegen bitten, mein Haus zu verlassen. Und zwar auf der Stelle. Gehen Sie jetzt, ich will Sie nicht mehr sehen.«

Suko schüttelte den Kopf. »Nein, Miss Prentiss, wir gehen nicht. Wir bleiben so lange, bis wir herausgefunden haben, ob ich mich geirrt habe oder nicht. Wenn ja, werde ich Sie in aller Form um Entschuldigung bitten. Können wir uns darauf einigen?«

Mein Freund hatte sie in Zugzwang gebracht. Ich hielt mich raus und wartete ab, wie Jade Prentiss reagierte. Noch zögerte sie, dann schüttelte sie den Kopf und schrie: »Nein, zum Teufel! Nein, das lasse ich nicht zu!«

Blitzschnell sprang sie auf. Es sah so aus, als wollte sie aus dem Zimmer stürmen, aber Suko stand ihr im Weg. Es war klar, dass er sie zurückhalten würde.

Das war der Zeitpunkt, wo ich mich einmischte. »Was ist los, Miss Prentiss? Weshalb zeigen Sie sich so störrisch? Wenn mein Kollege sagt, dass er den Geruch vernommen hat, dann stimmt das.«

»Na und?« fuhr sie mich an.

»Was haben Sie zu verbergen, Miss Prentiss? Wollen Sie nicht reden? Was stört sie?«

Sie rang nach Luft. »Ich habe mir nichts zuschulden kommen lassen und will auch nicht, dass sie mein Haus durchsuchen. Sie sind bei mir eingedrungen, ohne einen Durchsuchungsbefehl zu haben. Oder stehe ich unter Verdacht? Wollen Sie mich behandeln wie eine Mörderin? Wie jemand, der… der eine…« Sie rang nach Worten, wusste aber nicht mehr, was sie noch sagen wollte und starrte zu Boden.

Suko blieb hartnäckig. »Und trotzdem haben Sie kein reines Gewissen?« fragte er leise.

»Wer sagt das?«

»Ihr Verhalten deutete darauf hin. Wenn ich Ihnen sage, dass ich den Blutgeruch vernommen habe, dann entspricht dies den Tatsachen. Und ich will die Quelle herausfinden.«

Jade Prentiss schaute mich an, als könnte ich ihr helfen. »Es stimmt, was mein Kollege sagt«, erklärte ich nur.

Suko zwinkerte mir zu, was Jade nicht sehen konnte. Bevor sie Protest einlegen konnte, hatte er sich umgedreht und war schon aus dem Zimmer verschwunden.

Zu spät für Jade. Sie schrie wütend auf, sprang auf die Tür zu. Ich war schneller und bekam sie zu fassen, noch bevor sie den Wohnraum verlassen konnte.

Ich zerrte sie herum.

Es sah so aus, als hätte sie aufgegeben, sie senkte den Kopf, nickte, schluchzte, und ich ließ mich täuschen. Es war wie so oft: Ein Mann fiel auf eine Frau herein.

Nicht ihr Körper lenkte mich ab, auch nicht ihr Sex-Appeal, es war

ein verdammt gemeiner und hinterhältiger Tritt, der mich am rechten Schienbein erwischte und mir das Wasser in die Augen trieb. Ich war zwangsläufig durcheinander, torkelte zurück, bückte mich und presste meine Hände auf die getroffene Stelle. Jetzt hätte die Frau nachsetzen können, was sie nicht tat. Sie stieß mich allerdings an. Der Schwung schleuderte mich über einen Sessel, dann huschte sie durch die Tür.

Als ich den Namen meines Freundes rief, war es bereits zu spät. Da hörte ich noch das Knallen der Tür und einen Moment später den Ruf meines Freundes.

Wütend über mich selbst, quälte ich mich aus dem Sessel. Als ich mit dem rechten Bein auftrat, durchzuckte mich der Schmerz bis in den Oberschenkel. Das Auftreten tat weh. Ich schaffte es nur, auf die Tür zu zuhumpeln, in deren Ausschnitt die Gestalt meines Freundes erschien, der mich kopfschüttelnd anschaute.

»Wo ist sie?«

»Weg!«

Sukos Gesicht erstarrte. »Du hast sie…?«

»Ja, verdammt!« keuchte ich und deutete auf mein rechtes Schienbein.

»Da hat sie mich erwischt. Blitzschnell - ich… ich habe leider zu spät reagiert.«

Spott lag Suko fern, dazu war die Lage einfach zu ernst. Er sagte nur:

»Komm mit.«

Ich humpelte hinter ihm her. Um die verschwundene Frau wollte er sich nicht kümmern, das konnten wir später erledigen. In der Küche gab es etwas zu sehen.

»Bitte sehr«, sagte mein Freund nur, bevor er mir den Vortritt ließ und ich die Schwelle überschritt.

Suko war zur Seite getreten, damit ich freies Blickfeld bekam. Er hätte auch stehenbleiben können, denn ich ging nicht weiter. Mein Blick fraß sich an der Person fest, die auf einem Stuhl saß und sich nicht mehr rührte.

Eine Frau! Schon älter und tot. Der Schrecken hatte ihr Gesicht gezeichnet, das wie eine Maske wirkte, über die jemand mit sanften Pinselstrichen dünne Blutfäden gemalt hatte. Sie rannen aus den Augen und auch den Nasenlöchern, dort allerdings wesentlich dünner. Auch aus den Ohren waren sie gequollen, und für uns stand fest, dass wir es mit einer Person zu tun hatten, in deren Körper sich kein Blut mehr befand. Er musste leer gepumpt worden sein.

Meine Schmerzen waren verschwunden. Jedenfalls nahm ich sie nicht mehr so bewusst wahr. Ich schaute mir die Tote an. Nichts regte sich in meinem Gesicht, und ich bekam den Eindruck, hintergangen worden zu sein. Klar, man hatte uns reingelegt. Diese Jade Prentiss war schlimm.

Eine Frau mit einem engelhaften Gesicht, hinter deren harmloser Fassade jedoch der Teufel lauerte.

Ich fasste die Leiche an.

Die Haut war kalt geworden. Sie fühlte sich an wie Fett, das zwischen den Fingern zusammengedrückt werden konnte. Ich suchte am Hals nach, ob sich dort irgendwelche Biss-Stellen abzeichneten, was nicht der Fall war. Jedenfalls sah ich keine.

Suko wartete hinter mir. Als ich mich umdrehte, trafen sich unsere Blicke.

»Welche Frage soll ich dir beantworten, John?«

»Keine.«

Er lächelte schief. »Dann sag mir, wie das Blut aus dem Körper der Frau herausgeflossen ist?«

»Möglicherweise eine neue Abart von Vampirismus, die wir noch nicht kennen. Ich kann mir vorstellen, dass immer wieder jemand versucht, neue Möglichkeiten zu finden.«

»Jemand, John?«

Mein Nicken sah gedankenverloren aus. »Das Flüssige Leben, Suko. Hier haben wir den Beweis. Es muss einfach das Blut sein, und es ist aus dem Körper der Frau herausgesaugt worden. Ich kann dir nicht sagen, wer es war, aber ich glaube zumindest, dass du dabei auch an Mallmann denkst.«

»Richtig.«

»Wo sind die Spuren, die Biss-Stellen?«

»Die hat es bei diesem Forstbeamten auch nicht gegeben«, erklärte Suko. Dann hob er die Schultern. »Ich weiß es nicht. Jemand, der uns hätte etwas sagen können, ist tot. Dieser Slaine, dann Mrs. Prentiss, es lebt noch die Tochter.«

»Die ich habe entkommen lassen.«

»Das ist unser Problem.«

Ich hatte mich auf einen zweiten Stuhl gesetzt, das Hosenbein hochgeschoben und rieb die getroffene Stelle, die sich etwas verfärbt hatte. Sie schimmerte leicht bläulich. »Der Tritt war nicht von schlechten Eltern. Mir kam es so vor, als wäre alles vorbereitet gewesen. Diese junge Frau hat nicht instinktiv gehandelt, die wusste genau, was sie tat. Wahrscheinlich ist sie in den Kreislauf des Grauens eingebunden worden. Sag du mir, wie ich ihn zerstören kann.«

»Weiß ich nicht.«

Ich stand auf. »Es hat keinen Sinn, wenn wir darüber lang und breit diskutieren. Wir sollten versuchen, Jade Prentiss zu finden. Ihr Bruder war schlimm, sie allerdings schätze ich als noch gefährlicher ein.«

»Darf ich das so verstehen, dass du davon ausgehst, eine Mörderin laufengelassen zu haben?«

Ich dachte einen Moment nach. »Es gefällt mir zwar nicht, Suko, aber

ich weise es auch nicht von der Hand.«
»Dann hätte die Tochter die Mutter…?«
»Kann sein.«
Suko räusperte sich. »Es fragt sich nur, ob sie allein steht oder Hilfe hat.«
»Das wird sie uns sagen.«
»Optimist. Gehst du wirklich davon aus, dass wir sie schnell finden werden?«
»Vielleicht hat sie sogar auf uns gewartet?«
»Wäre nicht schlecht.«
»Was immer sie auch kann, was immer sich auch in ihrem Besitz befindet. Wir kennen dieses Etwas nicht, aber ich glaube fest daran, dass es scharf auf Blut ist. Es wird sich auf die Jagd machen, und da werden wir es finden.«
»Hast du das Haus durchsucht?«
»Nein.«
»Das sollten wir noch tun.«
»Wie du willst.«
Irgendwo war es schon seltsam, dass es mich nicht hinausdrängte. Ich hatte seltsamerweise den Eindruck, dass wir nicht zu spät kommen würden. Dass die Frau uns begegnen würde, wenn wir das Haus verließen. Irgendwo und irgendwann.
Suko merkte dies auch. »Du bist anders als sonst, John.«
»Kann sein.«
»Dann willst du das Haus nicht durchsuchen?«
»Nein.«
»Sondern?«
»Ich warte draußen auf dich, falls du dich hier zwischen den Wänden umschauen möchtest.«
Er winkte ab. »Das kommt nicht in Frage. So etwas machen wir gemeinsam. Wenn du der Meinung bist, akzeptiere ich das. Eine andere Frage hätte ich trotzdem.«
Ich stand bereits vor der Haustür und drehte mich um. »Was denn noch, Alter?«
»Kannst du dir vorstellen, dass das Flüssige Leben gefährlich sein kann?«
»Ja, Suko, ja«, erwiderte ich leise. Dann öffnete ich die Tür und trat hinaus in den dichten Dunst…

***

Jade Prentiss hätte schreien können vor Glück, als es ihr gelungen war, den Bullen mit einem derart heftigen Tritt auszuschalten. Jetzt konnte er nichts mehr machen, gar nichts. Er war viel zu sehr mit sich und seinen Schmerzen beschäftigt, denn sie hatte ihn voll erwischt.

Hart, brutal und überraschend.
Und sie musste weg.
Das Haus bot keinen Schutz mehr, selbst für das mächtige Ei nicht.
Wichtig war, dass sie zusammenhielten und auch zusammenfanden.
Alles andere würde folgen.
Jade kannte dieses Wetter. Eine nebelverhangene Novemberstimmung, die sich über das Land legte. Dunst deckte alles zu oder machte die Konturen zu Gespenstern. Als Kind hatte sie sich davor gefürchtet, heute nicht mehr. Da freute sie sich auf den November mit seinen düsteren Tagen, denn dieses Wetter gab ihr Schutz und Deckung, da konnte sie sich bewegen, ohne von irgendwelchen Feinden entdeckt zu werden.
Dass Feinde in der Nähe lauerten, stand fest. Sie hatte das Haus zwar selten verlassen, doch über die Wachtposten war sie schon informiert.
Die Männer aus dem nächsten Ort hatten eine Art von Bürgerwehr aufgestellt, die dafür sorgen sollte, dass sich so ein schrecklicher Mord nicht mehr wiederholte.
Diese Narren, diese Irren - was wussten die schon? Nichts, überhaupt nichts. Sie würden in die Falle laufen und gegen den mächtigen Gegner nicht ankommen.
Er wollte Blut, er brauchte Blut, er war unersättlich. Er saugte das Flüssige Leben in sich auf, obwohl er nur einen begrenzten Platz besaß. Das störte ihn nicht. Dieses Ei schluckte Hunderte von Litern Blut, ohne dass es sich veränderte.
Es war ein Wunder, ein magisches Phänomen, über das Jade nicht näher nachdachte. Erklärungen brauchte sie nicht, sie wollte von den Ergebnissen profitieren.
Und sie wollte nicht allein bleiben. Larry musste aus London herausgeholt werden. Mit ihm an ihrer Seite fühlte sie sich sicherer. Sie würde den Weg nach London finden und ihn rausholen.
Doch London war weit entfernt. Zunächst einmal bewegte sie sich durch die unmittelbare Umgebung des Hauses, wo der Nebel ein regelrechtes Meer aus Dunsttüchern gebildet hatte und alles verschlingen wollte.
Noch war es nicht dunkel, in einer Stunde würde alles ganz anders aussehen. Und bis dahin musste sie das Ei gefunden haben.
Der Nebel schluckte auch die Geräusche. Bei klarem Wetter hätte sie möglicherweise die Autos gehört, die über die Landstraße fuhren. Sie lag jenseits des Waldstücks, jetzt aber vernahm sie nur ihre eigenen Schritte. An die beiden Besucher dachte sie kaum noch. Jades Sinnen und Trachten war allein auf das Ei ausgerichtet, das sie finden wollte.
Gleichzeitig dachte sie auch an die Wachtposten, denen sie nicht in die Finger laufen wollte.
Gesehen hatte sie die Männer nicht, dafür hörte sie ein bekanntes

Geräusch.
Irgendwo vor ihr, wegen des Nebels kaum auszumachen, rollte ein Fahrzeug durch die dichte Suppe. Das Geräusch der über den Weg fahrenden, knirschenden Reifen drang trotz des Nebels an ihre Ohren, und sie überlegte, wohin der Wagen wohl fahren konnte.
Jade ging nicht mehr weiter. Mitten auf dem Weg war sie stehengeblieben und wartete ab.
Der Nebel verzerrte die Geräusche, er schluckte sie nicht, sie blieben, wobei sie noch an Lautstärke zunahmen. Für Jade war klar, dass der Wagen direkt in ihre Richtung fuhr.
Sekunden später sah sie ihn.
Das heißt, nicht direkt das Fahrzeug. Im Nebel schwammen zwei helle Lichter ungefähr hüfthoch über dem Boden. Davor wallten die wogenden Schwaden, und sie sorgten dafür, dass ein Großteil des Lichts verschluckt wurde.
Jade überlegte. Suchte sie Deckung, oder blieb sie stehen, um das Fahrzeug anzuhalten? Sie hätte mit den Männern reden können, denn die schöpften bestimmt keinen Verdacht, wenn sie von einer jungen Frau gestoppt wurden.
Andererseits nahm es auch Zeit in Anspruch, und Zeit hatte sie nicht zu verschenken.
Jade wog beide Möglichkeiten gegeneinander ab, und sie entschied sich für die zweite.
Sie hielt den Wagen nicht an.
Bevor das zerfasernde Licht der Scheinwerfer sie noch erreichen konnte, war sie nach links weggetaucht, übersprang den schmalen Straßengraben und duckte sich in das Buschwerk am Wegesrand hinein, das wie mit langen Armen über ihr zusammenschlug.
Der Wagen rollte näher. Im Nebel sah es aus wie ein graues Ungeheuer mit Glotzaugen. Aber er rollte nicht vorbei. Weshalb der Fahrer auf die Bremse trat, war Jade unklar. Praktisch auf ihrer Höhe wurde das Fahrzeug gestoppt.
Jade Prentiss schaute seitlich gegen das Führerhaus des Geländewagens. Allerdings war ihr Blickwinkel zu schlecht, um den oder die Männer erkennen zu können.
Sekunden vergingen, dann öffnete sich an der rechten Seite die Fahrertür des Autos.
Ein Mann stieg aus.
Jade kannte ihn. Im Dorf besaß er das größte Lebensmittelgeschäft und war stolz darauf, keiner Supermarkt-Kette angeschlossen zu sein. Der Mann galt als Patriot, war Falkland-Krieger und sehr konservativ eingestellt. Andere Meinungen ließ er nicht gelten.
Weshalb war er ausgestiegen?
Glücklicherweise war der Nebel dicht genug, sonst hätte er Jade

entdecken müssen.

In der Hand hielt er ein Gewehr. Er schaute sich um, ging dabei auf den Fahrbahnrand zu, zog sich aber wieder zurück, weil sein Kollege ihm aus dem Wagen etwas zurief.

»Hast du was gesehen?«

»Nein.«

»Vielleicht doch eine Täuschung.«

Der Kerl mit dem Gewehr schüttelte beinahe wütend den Kopf. »Komm mir nicht damit. Ich weiß, was ich gesehen habe. Da war eine Gestalt. Der Nebel hat mir keinen Streich gespielt.«

»Was willst du denn machen?«

»Ich suche die Umgebung ab.«

»Was?« Aus dem Fahrzeug erklang Protest. »Das ist nicht drin. Wir sollen uns bei den Ulmen mit den anderen treffen.«

»Das hat Zeit.«

»Meine Güte, mach dich nicht lächerlich, Ken.«

»Bleib du im Wagen.«

Ken ließ sich nicht beirren. Jade begann leicht zu zittern. Nicht aus Angst, sie wollte nur nicht, dass man sie entdeckte und dann Fragen stellte.

Hatte sie Glück?

Es sah im ersten Moment nicht so aus, denn der Mann ging direkt auf sie zu. Kam er noch einen Schritt weiter, dann hatte er den schmalen Graben erreicht und würde über sie stolpern.

Er ging nicht.

Wahrscheinlich kam ihm das Gebüsch vor wie ein undurchdringlicher Wald, er zuckte davor zurück und bewegte sich auf die Kühlerschnauze des Wagens zu.

Jade Prentiss atmete auf, schloss für einen Moment die Augen. Als sie wieder hinschaute, war Ken bereits einige Schritte weitergegangen. Vor dem Wagen blieb er stehen, das Gewehr im Anschlag. Er hatte den Kolben gegen die Hüfte gedrückt.

»Wer immer du bist!« sprach er ins Leere, »komm raus, sonst pumpe ich dich mit Blei voll!«

Jade schüttelte über die Worte nur den Kopf. Wer so reagierte, war für sie nicht dicht. Möglicherweise wollte er sich auch nur selbst Mut machen, das gab es ja auch.

Niemand erschien. Wenigstens kein Mensch. Dafür tauchte ein anderes Etwas auf, das bisher im Nebel und in guter Deckung gelauert hatte. Ein runder Gegenstand erhob sich lautlos vom Boden, wie von einer unbekannten Energie angetrieben.

Jade hielt den Atem an, während gleichzeitig ein Lächeln über ihre Lippen huschte. Auf einmal fühlte sie sich geborgen, sicher wie selten, denn das Ei war ihr Freund.

Im Nebel verschwammen seine Umrisse. Wer es zum ersten Mal sah, musste einfach einen gelinden Horror vor ihm bekommen, und Ken erging es da nicht anders.

Trotz seiner Bewaffnung ging er einen Schritt zurück. Er stand kaum still, als er die Stimme aus dem Wagen hörte. »Verdammt, Ken, was ist das denn für ein Ding?«

»Weiß ich nicht.«

»Wo kam es her?«

»Das habe ich nicht gesehen.«

»Sieht aus wie ein Ei.«

Ken lachte. »Das ist auch eines. Ein Riesenei.« Er ging wieder zurück.

Nach dem dritten Schritt stieß er gegen die Kühlerschnauze, und sie war für ihn wie eine Rückendeckung, denn jetzt blieb er endgültig stehen und ließ das Ei nicht aus den Augen.

Er fixierte es, er suchte nach irgendeiner Gefahr, doch einen Angriff erlebte er nicht. Nur dass dieser unheimliche Gegenstand direkt vor ihm schwebte und er auch keine Bänder oder Fäden sah, an denen es gehalten wurde.

Lautlos trieb es auf ihn zu.

»Schieß doch, Ken!« forderte ihn der Mann im Auto auf. »Das ist nicht normal. Du mußt es zerhämmern, Mann!«

»Okay, wie du willst!«

Jade ballte die Hände, sie wollte aufspringen und den Mann anfallen, wenn er auf das Ei schoss. Es sollte nicht zerstört werden, es war wichtig und…

Zu spät, der Mann drückte ab!

Jade sah sogar das blasse Mündungsfeuer. Sie schloss die Augen, weil sie nicht mitbekommen wollte, wie das Ei durch den Aufschlag der Kugel zertrümmert wurde.

Der wilde Fluch aber ließ sie wieder hinschauen. Durch ihren Körper jagte ein Adrenalinstoß. Jade hatte Mühe, sich zurückzuhalten. Am liebsten hätte sie ihre Freude und ihren Triumph hinausgeschrien, denn das große Oval existierte noch. Die Kugel hatte ihm nichts anhaben können, sie war an seiner Außenhaut abgeprallt.

»O Scheiße!« keuchte der Mann mit dem Gewehr. »Das habe ich nicht verdient, das ist…«

Er sprach nicht mehr weiter, er schoss auch kein zweites Mal. Er stand da, ohne sich zu rühren, den Blick starr und hypnotisch auf das helle Ei gerichtet.

»Was tust du denn, Ken?«

Aus dem Wagen drang die Stimme des zweiten Mannes, der nicht verstehen konnte, dass Kens rechter Arm nach unten sank, er seine Faust öffnete und das Gewehr aus seiner Hand rutschte.

Neben ihm blieb es liegen.

Und das gefährliche Ei schwebte weiter. Es kam näher, es strahlte bereits seine mörderische Kraft aus. Jade Prentiss nickte dem Ei zu, als könnte sie es damit antreiben.

Es behielt sein Tempo bei. Bis zu dem Moment, als etwas Dunkles aus beiden Augen des Mannes strömte, gegen den Gegenstand klatschte und von ihm aufgesaugt wurde. Da war Jade schon in Deckung gegangen.

In den folgenden Sekunden schien das Grauen kein Ende nehmen zu wollen. Jedenfalls nicht für den Mann im Wagen, der vieles ahnte, weil der Nebel ihm einen Großteil der Sicht nahm.

Er wusste jedoch, dass er sich in einer wahnsinnigen Lebensgefahr befand und er sich nur vor dem Tod retten konnte, wenn er so rasch wie möglich floh.

»Tut mir leid, Ken!« keuchte er und sprang aus dem Wagen, kam schlecht auf, rutschte fast aus, fing sich wieder und rannte dann, wie von Furien gehetzt, davon.

Erst als Jade seine Schritte hörte, wurde sie auf die Flucht aufmerksam.

Sie fluchte ebenfalls. Dass der zweite Mann im Nebel entwischt war, hatte nicht sein sollen.

Jade folgte ihm nicht. Es wäre bei diesem Wetter vergebene Liebesmüh gewesen.

Sie interessierte das Ei und auch der Wagen. Endlich löste sie sich aus dem Gebüsch. Ken nahm sie nicht wahr, ein Toter konnte nicht mehr schaden und erkennen.

Steif wie ein Stock »klebte« er an der Kühlerhaube des Wagens. Das Gesicht war durch Blutfäden verschmiert, nur mehr eine Hülle ohne Seele. Jade lachte leise, trat dicht an das Ei heran und strich mit der Hand über die Haut, wo sich keinerlei Blutspuren abzeichneten.

»Ja, ich habe dich wieder!« flüsterte sie. »Ich habe dich endlich wieder. Wir beide gehören zusammen…« Mit diesen Worten umfasste sie den Gegenstand.

Mit dem Knie stieß sie gegen die Leiche.

Der Tote kippte um. Mit einem ungewöhnlichen Laut prallte er zu Boden.

Es hörte sich an, als würde die Haut aufplatzen, was jedoch nicht geschah. Normal blieb er liegen.

Jade Prentiss war zufrieden. »Komm!« flüsterte sie und streichelte das Blutei. »Komm ruhig zu mir. Wir beide gehören zusammen.«

Es schien so, als hätte der Gegenstand die Worte der Frau verstanden.

Für einen Moment leuchtete er noch stärker auf. Da sie das Oval auch weiterhin umfasst hielt, breitete sich das Leuchten so weit aus, dass es in ihre Hände hineinstrahlte und sie bis zu den Gelenken durchsichtig erscheinen ließ.

»Deine Kraft für mich!« flüsterte Jade. »Wir beide sind unschlagbar.« Mit dieser Gewissheit betrat sie das Fahrzeug. Das Ei drapierte sie auf den Beifahrersitz.

Dort blieb es liegen, ohne sich zu rühren. Es traf überhaupt keine Anstalten mehr, zu verschwinden.

Jade setzte das Fahrzeug zurück. Sie dachte daran, dass ihr neuer Freund noch längst nicht satt war. Er brauchte unbedingt mehr Blut, und sie wusste auch, wo sie ihm das besorgen wollte.

Hatten die beiden nicht von den alten Ulmen gesprochen?

Es war ein Platz, der im Wald lag, allerdings auf einer Fläche, wo nur diese Bäume wuchsen, als hätte man in der unmittelbaren Umgebung einen Kahlschlag versucht. Eine Laune der Natur, mehr nicht, aber ein bekannter Treffpunkt, der auch mit dem Auto zu erreichen war.

Jade hatte einen derartigen Geländewagen noch nie gefahren, dem entsprechende Schwierigkeiten musste sie überwinden, um ihn überhaupt wenden zu können.

Es klappte.

Sie fuhr in die entgegengesetzte Richtung davon. Ihr Haus blieb dabei immer weiter zurück.

Jade Prentiss hatte es schon längst vergessen. Selbst an ihre tote Mutter dachte sie nicht mehr.

Wichtig war ihr neuer Freund, ein Kraftspender, wie er wohl einmalig auf der Welt war…

***

Hätten wir uns nicht so lange im Haus aufgehalten, wäre es kaum besser gewesen als jetzt.

Der Nebel war zu einer Qual geworden. Von Dunst konnte da nicht mehr gesprochen werden. Die Schwaden hatten sich verdichtet und aus dem Wald eine Waschküche gemacht.

Als Suko seinen BMW aufschloss, zog er ein skeptisches Gesicht. »Das wird eine Horrorfahrt«, beklagte er sich. »Wobei ich nicht einmal glaube, dass wir auch einen Erfolg, erreichen können. Schau dich um, die Suppe deckt alles zu.«

Ich blies meinen Atem in den Dunst. »Willst du hier warten?«

»Nein, das bringt auch nichts. Ich glaube nicht, dass Jade Prentiss so rasch zurückkehrt.«

»Eben.«

Ich stieg zuerst ein. Suko blieb noch draußen, und ich hatte die Tür schon zugeschlagen, wollte mich anschnallen, als ich seine Stimme hörte.

»John, da ist geschossen worden!«

»Wo?«

Suko stieg ein. »Weiß ich auch nicht genau. Jedenfalls habe ich es

gehört.«
»Also auf der Straße.«
»Was man so Straße nennt.«
Sekunden später vibrierte der BMW, als Suko ihn anließ. Er fuhr nicht schnell, wir rollten im Schritttempo durch die graue, nie abreißende Wand, wobei die Seitenscheiben nach unten gefahren worden waren, um auch die Außengeräusche mitzubekommen.
Wir schauten nach vorn und warteten darauf, dass sich das Schußgeräusch wiederholte, von dem ich leider nichts gehört hatte.
Nur das Mahlen der Reifen und der Motor waren zu hören.
Die graue Wand wich nicht. Sie war zäh, sie wollte uns nicht loslassen, sie ließ alles andere zu konturenlosen Schatten verschwimmen. Die sich bewegende Nebelwand besaß nicht einmal Löcher. Als kompaktes Etwas rollte sie heran und umfasste das Fahrzeug, als wollte sie es hoch schleudern in das Grau.
Ich war nervös geworden. Einfach deshalb, weil ich ahnte, dass uns nicht viel Zeit blieb. Jade Prentiss, so harmlos und zerbrechlich sie auch aussah, bedeutete für die Umgebung eine große Gefahr. Und so menschenleer war sie nicht.
Dann erschien die Gestalt!
Sie taumelte uns entgegen, bewegte sich mitten auf dem Weg. Selbst als Suko stoppte, lief sie noch weiter, wich dem BMW nicht aus, prallte gegen ihn und fiel durch die Wucht nach vorn, wobei der Mann auf der Kühlerhaube liegenblieb, als wäre er froh darüber, einen Ort zum Ausruhen bekommen zu haben.
Suko blieb sitzen. Ich sprang aus dem Fahrzeug, zerrte den Mann hoch, der sofort seine Arme vor das Gesicht riss und anfing zu jammern. Die kläglichen Laute rührten mich, es war klar, dass der Mann etwas Schreckliches erlebt haben musste.
Ich zog ihn von der Haube weg.
»Nein!« keuchte er, »nein, bitte nicht! Ich habe nichts getan. Ich bin doch…«
»Beruhigen Sie sich. Hier wird Ihnen niemand etwas tun. Wir sind gekommen um Ihnen zu helfen.«
Ob er mich überhaupt verstanden hatte, konnte ich nicht sagen. Jedenfalls lehnte ich ihn rücklings an die Außenseite des Wagens und redete leise auf ihn ein. Ich fragte ihn nach seinen Erlebnissen.
Er schüttelte den Kopf. »Es war plötzlich da, Mister. Ja, es war plötzlich bei mir.«
»Wer oder was?«
»Die… die Kugel…ich sah sie… sie ermordete Ken. Sie holte ihm das Blut aus dem Körper.«
Suko war ebenfalls aus dem Wagen geklettert. »Was war das?« rief er, »eine Kugel?«

»Ja, sie sah aus wie ein Ei. Sie wollte Blut.«
Wir schauten uns an und nickten. Diese Kugel oder dieses Ei, was immer es auch sein mochte, konnte die Lösung in diesem Fall sein.
»Wer war noch dabei?« fragte Suko.
»Nur Ken. Wir saßen im Wagen…«
»Sonst niemand?«
»Nein, ich habe… doch!« rief er plötzlich. »Ja, ich habe noch jemanden gesehen.«
»Wen?«
»Die Frau. Die junge Frau. Sie… sie hat gelauert… sie hatte sich versteckt gehabt. Neben uns im Gebüsch. Dann kam sie, aber ich rannte schon und habe sie nicht erkennen können.«
»Das war Jade Prentiss«, sagte ich.
»W… wie?«
»Kennen Sie die Frau?«
Er musste sich erst fangen, atmete tief ein und aus, wobei er mit seinen Händen über die Wangen strich. »Natürlich kenne ich Jade. Jeder in der Gegend kennt sie. Sie wohnt mit ihrer Mutter zusammen. Aber was soll sie denn…?«
»Wir müssen davon ausgehen, dass sie unter einem anderen Einfluss steht.« Suko formulierte es vorsichtig.
Der Mann schaute uns an und schüttelte den Kopf. »Dann hat sie vielleicht auch den Wagen weggefahren.«
»Wie?«
»Ken und ich sind mit einem Wagen gekommen.«
»Kommen Sie, machen Sie den Mund auf!«
Er schaute mich an, als hätte er Angst vor mir bekommen. Mein Ausweis beruhigte ihn. Der Mann hieß Lewis Kelly, wie er uns noch sagte, bevor er genau berichtete, was vorgefallen war.
»Wohin ist sie gefahren?«
Kelly deutete in die Richtung, in die auch wir hatten fahren wollen.
»Wo führt der Weg hin?« fragte Suko.
»Na ja, auf die Straße.«
»Sonst nirgendwo hin?«
»Doch!« flüsterte Kelly, »auch zu unserem Treffpunkt. Wir wollten an den alten Ulmen zusammenkommen.«
In unseren Köpfen meldeten sich die Alarmglocken. Suko nickte und fragte: »Wie viele Personen…«
Er ließ ihn nicht ausreden. »Eigentlich sechs. Aber Ken ist ja…«
»Steigen Sie ein.«
Lewis Kelly wusste kaum, wie ihm geschah. Da hatte ihn Suko schon herumgedreht und die Fondtür hinter dem Fahrersitz geöffnet. Er drückte den Mann hinein.
»Wo wollen Sie denn hin, Mister?«

»Zu den Ulmen. Wohin sonst?«

Kelly gab keinen Kommentar. Ein Blick in den Spiegel zeigte mir jedoch, dass er noch blasser geworden war. Krampfhaft hielt er sich an den Seiten der Rückenlehne fest. »Wenn das nur gut geht.«

»Das wollen wir hoffen.«

Suko startete. Natürlich hätten wir langsamer fahren müssen, aber jetzt zählte die Zeit, denn eine zu große Verspätung konnte Menschenleben kosten. Außerdem wollten wir endlich wissen, was es mit diesem geheimnisvollen Ei auf sich hatte. Es musste mit dem Begriff Flüssiges Leben in einem unmittelbaren Zusammenhang stehen.

Während Suko fuhr, konnte ich mit unserem Gast reden. Ich fragte ihn über die Strecke aus.

»Es gibt Kurven, leider!«

»Wann und wo?«

»Überall, eigentlich.«

»Okay.«

Suko rollte in die erste hinein. Fast zu schnell, denn der Weg verengte sich in der Kurve, und wir hätten beinahe noch die Büsche am Straßenrand rasiert.

Es klappte soeben. Dann drehte mein Freund wieder auf. Wir fuhren zu schnell hinein in den grauen Tunnel, in dem das Licht der Scheinwerfer zu einem diffusen Fleckenteppich verschwamm.

»Jetzt kommt es gleich!« meldete sich Kelly vom Rücksitz.

»Was?«

»Wo… wo wir überfallen worden sind.«

Suko bremste stotternd. Er hatte als erster die auf dem Weg liegende Gestalt gesehen, deren Glieder angezogen waren und wie verrenkt wirkten.

Okay, wir hatten nicht viel Zeit, aber diesen Mann mussten wir uns ansehen.

»Sie bleiben sitzen, Kelly!« sagte ich beim Aussteigen. Zugleich erreichten Suko und ich die Leiche, knieten uns, leuchteten sie mit den lichtstarken Lampen an und schluckten, als wir in das von dünnen Blutfäden gezeichnete Gesicht schauten.

»Wie bei Mrs. Prentiss«, flüsterte Suko.

»Ja, er macht weiter.«

»Er?« fragte Suko. »Ich denke eher an sie, und zwar an Jade und an diese Kugel.«

Ich gab ihm keine Antwort und zerrte den Toten von der Straße. Die Hülle war leicht, denn das Blut fehlte.

Im Graben ließ ich die Leiche liegen. Suko saß schon wieder hinter dem Lenkrad und winkte mir zu.

Sekunden später rollten wir in Richtung der alten Ulmen. Beide

waren wir gespannt, was uns dort erwarten würde…

***

Der blonde Jimmy gehörte zu den ersten Leuten, die den Treffpunkt an den alten Ulmen erreichten. Er rangierte das Fahrzeug in die gewünschte Richtung, stieg aus und rieb seine klammen Hände, als wollte er die Nebelschwaden zerreiben.

Sein Kumpan saß noch im Wagen.

Als er ausstieg-, hielt er eine Flasche Whisky fest. »Auch einen Schluck?«

»Okay, gib her. Einer kann nicht schaden.«

»Meine ich auch.«

Die beiden tranken, und Jimmy ärgerte sich. »Wir haben ihnen doch Bescheid gesagt. Sie hätten eigentlich schon hier warten müssen, verdammt.«

»Denke an den Nebel!«

»Unsinn, den hatten wir auch. Das ist kein Grund. Außerdem sind wir nicht fremd hier.«

»Warte noch fünf Minuten.«

Soviel Zeit verging nicht, bis der zweite Geländewagen anrollte. Zuerst sahen sie nur die gespenstischen Augen, die wegen des unebenen Bodens auf- und abhüpften. Dann erschien der Wagen wie ein Spuk, begleitet vom Geräusch des Motors. Das Motorengeräusch riss ab. Die beiden Männer stiegen aus. Sie gehörten zu Ernest Slaines Kollegen und arbeiteten ebenfalls in den Wäldern, wo sie dafür sorgten, dass kranke Bäume gefällt wurden. Die beiden Motorensägen lagen noch auf der Ladefläche des Fahrzeugs.

Einer von ihnen blies in die Hände, als er auf Jimmy zukam. »Nichts bei euch, wie?«

»So ist es.«

»Wo sind Lewis und Jasper?«

»Noch nicht da.«

Der Waldarbeiter wunderte sich. »Das verstehe ich nicht. Die haben doch eigentlich den nächsten Weg gehabt.«

»Stimmt, aber frag mich was Leichteres.«

»Dann las uns warten.«

»Wollt ihr einen Schluck?« Jimmys Begleiter hielt die Flasche hoch. Sie war noch mehr als halbvoll.

»Okay, einer wärmt auf.«

Beide tranken, während Jimmy sie stehenließ und nach vorn ging. Er blieb dort stehen, wo sich der schmale Weg von den Ulmen entfernte und in Richtung Straße führte, die allerdings nicht zu sehen war, weil der grauweiße Nebel alles verdeckte.

Selbst das dichte Unterholz war nur mehr zu ahnen. Bei dieser

Witterung konnte man sich vorkommen wie am Ende der Welt, und auch Jimmy fühlte sich alles andere als wohl.

Er dachte wieder an die beiden Polizisten, mit denen er gesprochen hatte. Die waren nicht grundlos erschienen und hatten den Einsatz wahrlich nicht als Spaß angesehen.

Dass sich hier etwas Unheimliches zusammenbraute, war Jimmy mittlerweile klargeworden. Hier lauerten Gegner, die durch einen Schuß aus der Waffe nicht zu vernichten waren.

Natürlich waren ihm die zahlreichen Geschichten durch den Kopf gegangen, die man sich von Vampiren erzählte. Er hatte auch genügend Filme darüber gesehen, aber Kino und Realität waren zwei verschiedene Paar Schuhe. Aus dem Kino konnte er verschwinden, aus der Realität nicht.

Da musste er sich den Problemen stellen.

Allmählich machte er sich Sorgen. Lewis und Jasper gehörten zu den zuverlässigen Leuten. Die kamen auch, wenn es Backsteine regnete.

Dass sie sich so stark zurückhielten, musste einen Grund haben. Zudem hatten sie sich nicht gemeldet.

Das brachte Jimmy auf die Idee, die beiden selbst anzurufen. Er holte sein Gerät hervor, zog mit spitzen Fingern die Antenne aus, schaltete die Frequenz ein und wollte sich melden, als vor ihm zwei verschwommene, helle Flecken durch den Nebel tanzten.

Da kam ein Wagen mit eingeschalteten Scheinwerfern.

Jimmy war beruhigt. Er steckte das Gerät wieder ein. Endlich hatten sie den Weg gefunden.

Er ging zurück zu den anderen. »Sie kommen.«

»Endlich.«

Einer der Waldarbeiter hatte eine Säge in die Hände genommen und war dabei, das Blatt von irgendwelchen Resten zu reinigen. Besonders die Zahnreihe wollte er säubern. Er hockte dabei auf dem Kotflügel und war in seine Arbeit vertieft.

Der Wagen schaukelte näher. Die Scheinwerferkegel tanzten.

Der Wagen rollte heran. Langsam, so dass keiner der Männer irgendeinen Verdacht schöpfte.

Selbst der Sägenmann schaute nicht auf und fuhr damit fort, sein Blatt zu reinigen.

Es war ein Instrument, das er mit zwei sehr starken Akkus ausgerüstet hatte.

Neben Jimmys Wagen kam auch das dritte Fahrzeug zur Ruhe. Im ersten Moment stieg niemand aus. Das gefiel Jimmy nicht. Er konnte auch wegen des Nebels nicht erkennen, ob jemand im Fahrerhaus hockte. Die Suppe wallte träge vor den Scheiben.

Dann öffnete sich die Tür.

Sehr langsam, als würde der Mann zögern und sich nicht trauen, den

Wagen zu verlassen.
»Verdammt, was soll…?« Das nächste Wort blieb Jimmy im Hals stecken, denn kein Mann verließ das Fahrerhaus, sondern eine Frau, eine junge Frau mit hellen Haaren, die den Wagenschlag nicht schloss, als sie mit einem Satz nach draußen sprang.
Keiner sagte etwas. Die vier Männer waren stumm vor Überraschung, doch es kam noch etwas anderes hinzu. Jeder spürte, dass hier etwas nicht stimmte.
Nicht allein die Frau war gekommen, obwohl sie als einzige sichtbar war.
Sie hatte noch jemand mitgebracht, einen unsichtbaren Gast, der neben ihr lauerte.
Es war der Tod…
Die Männer spürten es, doch sie sprachen nicht darüber. Ihre Blicke sagten genug. Sie schauten sich an, verunsichert ängstlich, und sie sahen auch das Lächeln auf den Lippen der jungen Frau, deren Mund einen nahezu teuflischen Zug bekommen hatte.
»Hallo«, sagte sie, »ich bin da…«
Schweigen. Dicht und drückend wie der Nebel, in den sich jetzt auch die Dunkelheit hineinmischte, denn allmählich wurde es Abend. Der Tag war vorbei.
Jimmy fasste sich als erster. Er war so etwas wie der Chef der Gruppe.
Ein jeder kannte Jade Prentiss, und der blonde Mann fragte: »Was willst du? Wo sind die anderen beiden?«
»Sie kommen nicht mehr.«
»Was heißt das?«
Jade Prentiss war neben der offenen Wagentür stehengeblieben. »Wollt ihr es genau wissen?«
»Wir bitten darum«, sagte Jimmy.
»Pass nur auf!« warnte der zweite Waldarbeiter. »Ich habe das Gefühl, eine Schlange im Nest…«
»Schnauze!«
»Einer ist tot«, erklärte Jade Prentiss. Als keiner der Männer einen Kommentar gab, fuhr sie fort. »Er heißt Jasper, glaube ich. Irgendwie wollte er nicht gehorchen.«
Die Männer duckten sich, als hätten sie eine Strafe erhalten. Es gab keinen Grund für sie, an den Worten der Frau zu zweifeln. Sie hatte sehr überzeugend gesprochen.
»Wieso tot?« Jimmy konnte es nicht fassen. »Das mußt du uns genauer erklären.«
»Gern.« Sie blieb an der gleichen Stelle stehen. »Man raubte ihm das Mut, man leerte ihn. Soll ich noch mehr sagen? Muss ich euch an Ernest Slaine erinnern?«

»Die ist verrückt!«
»Ruhig, Bruder, ruhig.« Jimmy breitete die Arme aus und behielt die Nerven. Er starrte Jade ins Gesicht. »Kannst du uns das nicht genauer erklären?«
»Ja, deshalb bin ich gekommen. Unter anderem«, fügte sie hinterlistig lächelnd hinzu. »Er ist tot, weil er das Pech hatte, mir zu begegnen. Das ist alles.«
Jimmys Hände zuckten. Es kostete ihn Mühe, mit dem ausgestreckten Zeigefinger gegen die Frau zu zielen. »Wenn du das so sagst, bist du die Mörderin, wie?«
»Das ist möglich.«
»Ja oder nein?«
»Nein!«
Mit dieser Antwort hatte keiner der Männer gerechnet. Jetzt waren sie völlig von der Rolle.
»Hast du noch einen Helfer?« fragte Jimmy.
»So ist es. Ich bin nur sein Schatten, aber ich stehe voll und ganz zu ihm.«
»Wer ist das denn?«
»Ich habe ihn mitgebracht!« erklärte Jade Prentiss den Männern mit lockerer Stimme.
Es gab keinen, der den Kopf nicht drehte und versuchte, durch die Frontscheibe in den Wagen hinein zu blicken.
Dort allerdings sahen sie nichts, und durch die offene Tür konnten sie nicht schauen. Jimmy wischte die linke Handfläche an seiner Hüfte ab.
»Wo hältst du ihn denn versteckt?«
Sie deutete auf die offene Wagentür. »Dort. Ich habe ihn mitgebracht, weil er noch nicht satt ist.«
»Trinkt er Whisky?« fragte der Waldarbeiter ohne Säge. Es sollte ein Scherz sein, doch niemand lachte, auch Jade Prentiss nicht.
»Nein, keinen Whisky, er trinkt Blut. Deshalb ist er mitgekommen. Er ist noch nicht satt, er will auch euer Blut trinken, wenn ihr versteht. Habt ihr gehört? Ich bin gekommen, um meinem Freund euer Blut zu geben. Das ist alles.«
Keiner sagte etwas. Diese Bemerkung hatte den wirklich nicht ängstlichen Männern die Sprache verschlagen. Sie standen da wie Puppen, nur die Frau bewegte sich. Sie Brauchte sich nur zu drehen und einen Schritt zu gehen, um in den Wagen hineinschauen zu können.
Das Ei lag nicht mehr auf dem Sitz, es schwebte bereits darüber. Jade spürte seine Macht, und sie nickte ihrem Helfer zu. »Ja, komm her!« flüsterte sie. »Zeig dich. Zeig es ihnen allen, wie mächtig du bist. Beweise ihnen, dass sie keine Chance haben.«

Während ihrer Worte hatte sich das helle Oval fortbewegt und Kurs auf die offene Wagentür genommen.

Jade trat zur Seite, sie wollte ihm nicht im Weg stehen.

Lautlos schwebte es ins Freie, nicht so gut zu erkennen, weil es von den Nebelschwaden wie Schleier umweht wurde. Es sah so aus, als würde das übergroße Ei von der grauen Brühe gebraten.

In Höhe der Frontscheibe drückte es sich nach links, um über der Kühlerhaube zu schweben. In dieser Position konnten alle Männer es sehen, aber keiner war in der Lage, auch nur einen Kommentar abzugeben. Sie begriffen es einfach nicht.

»Das ist der Blutsauger!« erklärte Jade Prentiss mit dunkler Stimme. »Er wird einen nach dem anderen holen, und es wird euch nicht gelingen, ihn zu vernichten. Jasper hat geschossen, seine Kugel prallte ab, auch eure wird es nicht zerstören, das könnt ihr mir glauben. Ihr seid verloren, Männer!«

Jimmy wollte lachen. Was aus seiner Kehle drang, war nur noch ein Glucksen. »Das kann doch nicht wahr sein, verdammt! Das ist einfach nicht möglich…«

»Doch, Jimmy!« Jade redete jetzt und lächelte. »Wie ich spüre, hat mein Helfer sich dich als erstes Opfer ausgesucht. Du bist derjenige, der zuerst sein Blut verlieren wird…«

Keiner der Männer war in der Lage, eine Antwort darauf zu geben. Okay, sie waren angetreten, um einen Killer zu fangen. Dass sie es jedoch mit einem Ei zu tun haben würden, damit hätte keiner von ihnen gerechnet.

Irgendwie kam es ihnen auch lächerlich vor.

Nicht eine Stimme durchbrach das Schweigen, sondern ein anderes Geräusch.

Knatternd und singend.

Der Waldarbeiter hatte seine Säge angestellt!

***

Das Geräusch hörte sich an - wie der nie abreißende Schrei eines Untiers.

»Lasst mich!« sagte der Mann. »Lasst mich an das Ding heran. Ich zerschneide es in Stücke!«

Er wartete keine Reaktion ab, sondern rutschte vom Kotflügel und näherte sich mit seiner Waffe dem in der Luft schwebenden Ei, das sich tatsächlich nicht auf Jimmy konzentrierte, sondern sich drehte und somit den neuen Gegner anging.

Jimmy nutzte die neue Lage sofort aus. »Passt auf das Weib auf!« befahl er scharf.

»Okay.«

Jade kümmerte sich nicht um die Männer, die plötzlich neben ihr

standen und ihre Arme festhielten. »Ihr werdet erleben, wie mein Freund ihm das Blut aussaugt.«

»Halt dein Maul!«

»Schaut lieber hin…«

Der Waldarbeiter wollte es wissen. Er gehörte zu den Leuten, die mit dieser Säge perfekt umgehen konnten. Er beherrschte sie so sicher wie andere Menschen Messer und Gabel.

Dieses durch die Luft schwebende Ei zu erwischen und zu zerteilen, bedeutete kein Problem für ihn.

Nur wollte er es nicht direkt angreifen und weg von den anderen locken, deshalb ging er mit der eingeschalteten Säge zurück, dessen Motor einen schrillen, leicht kreischenden Gesang ausstieß, der einem Menschen Furcht machen konnte.

»Komm nur, komm nur!« keuchte der Mann. Seine Arme hatte er angehoben und leicht ausgestreckt. Dabei hielt er sie noch gekantet, damit das Sägeblatt in einem bestimmten Winkel auf das gefährliche Ei treffen und es zerschneiden konnte.

Er war ein Fachmann, er fühlte sich sicher, schielte über den oberen Rand des bläulich schimmernden Stahls hinweg, um richtig maßnehmen zu können.

Zwei Sekunden wartete er noch, beobachtet von seinen Freunden und der Frau.

Sie lächelte als einzige, denn sie wusste, was kommen würde.

Der Waldarbeiter stürzte vor, und mit ihm brachte er die Säge an das Ei heran.

»Jetzt!« brüllte Jimmy, der es nicht mehr aushalten konnte. Es musste seiner Meinung nach einfach etwas passieren.

Das passierte auch.

»Aaaahhhh…!« Ein furchtbarer Schrei durchtoste die kleine Lichtung.

Dem Waldarbeiter war es nicht gelungen, das Ei auch nur zu berühren.

Dicht davor hatte ihn die andere Kraft erwischt.

Der Schrei erstickte in einem Gurgeln, als das Blut als wahrer Stoß aus seinem Mund quoll und das Ei überspülte. Der Mann konnte sich nicht wehren, er erlebte seinen furchtbaren Tod. Als die Säge aus seinen Händen rutschte, da lebte er nicht mehr.

Und keiner war da, der ihm half.

Drei Männer standen noch auf der kleinen Lichtung. Geschockt, als hätte man sie selbst auf die Reise in die Hölle geschickt. Sie waren nicht fähig, etwas zu sagen. Sie standen da mit angstverzerrten Gesichtern, und sie hatten mit ansehen müssen, wie das Blut aus den Augen, der Nase und dem Mund gequollen war.

Nur eine fühlte sich als Siegerin.

Gelassen drehte Jade Prentiss sich um, hob einen Arm und winkte

dem ungewöhnlichen Helfer gelassen zu.
»Wer möchte denn als nächster sterben?« fragte sie laut und zynisch.
»Wie wäre es mit uns!« erwiderte Suko und betrat, zusammen mit mir, aus dem Nebel die kleine Lichtung bei den Ulmen…

***

Träge und lautlos umwallten uns die grauen Schwaden; Für andere musste es aussehen, als würden wir über dem dunkleren Untergrund hinwegschweben.
Wir waren nicht bis dicht an die Lichtung herangefahren, hatten den BMW vorher abgestellt und waren den Rest der Strecke zu Fuß gelaufen, geführt von Lewis Kelly, der sich hier ausgezeichnet auskannte. Zudem hatte uns das Geräusch der Motorsäge den richtigen Weg gewiesen. Als es dann verstummte, hatten wir Kelly zurückgelassen und waren die letzten Yards allein gelaufen.
Wir betraten eine Bühne des Schreckens, auf der ein Mensch sein Leben verloren hatte. Als ausgeblutete Hülle lag er etwa ebenso weit von uns entfernt wie von den parkenden Wagen, und schräg über ihm schwebte der Gegenstand, der das Grauen über die Menschen gebracht hatte. Es war ein Ei!
Eigentlich hörte es sich lächerlich an, das zu sagen, aber ich fand keine andere Lösung. Man hätte es noch als Oval bezeichnen können, sehr groß und hell, aber nicht mit Blut gesättigt, wie es eigentlich hätte der Fall sein müssen.
Auch Suko hatte den Gegenstand gesehen. »John, das kann doch nicht wahr sein!«
»Und ob!«
»Trennen wir uns?«
»Okay, von zwei Seiten.«
Er und ich brauchten nicht viele Worte, um uns zu verständigen. Wir schlugen einen Bogen, damit wir es in die Mitte bekamen und hörten das Lachen der Jade Prentiss.
»Seid ihr gekommen, um hier zu sterben, ihr verdammten Bullen? Wollt ihr auch euer Blut verlieren?«
Sie bekam keine Antwort, weil sich keiner von uns von ihr ablenken lassen wollte.
Uns stellte sich natürlich die Frage, wie wir mit diesem Gegenstand umgehen sollten.
Ich wollte es auf keinen Fall zerstören, denn es war sicher, dass wir es noch brauchten. Es enthielt das Flüssige Leben. Wir benötigten es, um Nadine möglicherweise retten zu können.
Wie dem auch war, wir waren stets die Gelackmeierten und steckten in einer verfluchten Zwickmühle.
Suko war von links, ich von rechts gekommen. Wir hatten das Ei in

die Mitte genommen.

Sehr dünn war seine Schale und dementsprechend durchsichtig. Blut sah ich nicht, selbst nicht als Streifen. Aber ich wusste, dass dieses Oval Blut aufgesaugt hatte. Meiner Ansicht nach musste es die Flüssigkeit verändert haben. In was?

Vielleicht in Licht? Traf der Ausdruck Flüssiges Leben für das Licht innerhalb des übergroßen Eis zu?

Es war möglich, aber auch pervers. Okay, es blieb mir nicht viel Zeit, trotzdem fing ich an, darüber nachzudenken. Um Nadine Berger möglicherweise zu retten, hatten andere Menschen sterben müssen.

Diese Tatsache konnte ich einfach nicht überwinden, sie besaß für mich auch keine Logik, und wenn, dann war sie für mich nicht nachvollziehbar, weil ich zu den Menschen gehörte, die normal dachten und nicht etwa in perversen Ebenen wie das Gehirn eines Verbrechers oder eines Dämons.

Suko und ich hielten ungefähr den gleichen Abstand. Ging er einen Schritt vor, tat ich es ihm nach. Umgekehrt war es auch der Fall. In unseren Gehirnen überschlugen sich die Gedanken, da konnte ich für Suko mitsprechen.

»John, wir müssen uns etwas einfallen lassen. Das hier kann ins Auge gehen.«

»Okay, spürst du was?«

»Nein, noch nicht. Keinen Einfluss. Aber ich möchte nicht erst verbluten.«

»Danke, ich auch nicht.«

»Was willst du tun?«

»Ich kann es dir nicht sagen. Am liebsten möchte ich es behalten, aber es wird nicht so wollen wie wir.«

»Das ist bestimmt richtig.«

»Gut, ich nehme das Kreuz!«

»Und dann?«

»Rufe ich die Formel!«

Er lachte leise und stellte die nächste Frage sicherlich nicht als Provokation. »Ist Nadine Berger damit gerettet?«

»Frag mich was anderes. Ich will sie retten, aber nicht auf Kosten anderer Leben.«

»Einverstanden…«

Aus dem Hintergrund hörte ich den Schrei der Jade Prentiss. »Retten?« kreischte sie. »Verdammt noch mal, was gibt es denn da zu retten? Nichts, Bulle, du wirst krepieren, dein Freund auch…« Ihre Stimme überschlug sich, erstickte im Hass.

»Halte sie in Schach, Suko!«

»Wird gemacht!«

Mein Freund ging zu ihr, während ich mich um das ungewöhnliche

Ei kümmerte.
Jade Prentiss sah den Chinesen auf sich zukommen. Im ersten Augenblick wirkte sie wie ein Mensch, der flüchten wollte. Schon allein von der körperlichen Konstitution her würde sie gegen den Inspektor nicht ankommen. Der war ihr immer überlegen.
Die Männer standen da und schauten zu. Was sie erlebt hatten, war für sie einfach unbegreiflich gewesen. Daran hatten sie noch zu knacken.
Suko drückte Jimmy zur Seite. Der Mann sprach dabei, ohne seine eigenen Worte verstehen zu können.
»Hi, Jade, ich soll dir einen Gruß von deiner Mutter bestellen. Meine Nase hat mich nicht getrogen. Es hat nach Blut gerochen. Tatsächlich…«
»Meine Mutter ist tot!« schrie sie. »Und das soll sie auch bleiben, verstehst du?«
»Und dein Gewissen!«
Sie schrie. Vielleicht sollte es ein Lachen sein, wer konnte das schon sagen? »Was ist ein Gewissen? Ich habe es nicht mehr. Doch, ich… ich habe es zurückbekommen.« Sie streckte ihren Arm dem Ei entgegen, dabei zuckte der ausgestreckte Finger vor und zurück. »Siehst du mein Gewissen, Bulle? Schau genau hin. Das ist mein Gewissen und nichts anderes. Das ist mein Freund. Er wird mir die Macht geben. Er wird das Blut der Menschen trinken und seine Macht auf mich übertragen. Hast du verstanden?«
Suko schüttelte den Kopf. »Soweit wird es nicht kommen!«
»Wer will mich stoppen?« brüllte sie. »Wer will uns beide denn stoppen, verflucht?«
»Mein Freund und ich!«
Jade drehte beinahe durch. Sie legte den Kopf zurück und lachte in den nicht sichtbaren Himmel hinein. »Ihr wollt uns stoppen? Ihr, dass ich nicht lache. Ihr seid schon jetzt verloren. Du hast die blutleeren Leichen doch gesehen. Konnten die uns stoppen? Schafften sie das? Los, gib mir Antwort!«
»Nicht als Blutleere!«
»Und das werdet ihr beide gleich auch sein. Keiner hat eine Chance gegen das Wesen.«
»Woher hast du es denn?«
»Ich fand es im Wald. Ich werde mit meinem Bruder zusammen eine Machtfülle aufbauen, die…« Jade stoppte mit einem Geräusch, als hätte sie sich verschluckt. Dann drehte sie den Kopf, um auf John Sinclair schauen zu können.
Im nächsten Augenblick verzerrte sich ihr Gesicht, als bestünde die Haut aus Gummi. »Verdammt, was ist das? Was macht er?«
Auch Suko drehte sich.

Sein Freund John Sinclair war soweit. Er ging das Risiko voll ein und hatte sein Kreuz aus der Tasche gezogen.
»Was soll das bedeuten?« brüllte Jade.
»Es ist die Prüfung!« flüsterte Suko. »Es ist das Alles oder Nichts, verstehst du?«
Zum ersten Mal entdeckte Suko die Angst im Gesicht der Jade Prentiss…

***

Natürlich wusste ich, auf welches Risiko ich mich eingelassen hatte. Das heißt, genau wusste ich es nicht, ich stand hier auf dieser kleinen Lichtung, umgeben von alten Ulmen praktisch vor dem Scheideweg. Obwohl sich Nadine Berger, die Vampirin, nicht in der Nähe befand, konnte sich hier ihr Schicksal entscheiden.
Eine grauenhafte Vorstellung, ein schmaler Grat, auf dem ich wanderte.
Ging es glatt, konnte ich jubeln. Schaffte ich es nicht, war das Schicksal unserer Freundin Nadine Berger für alle Zeiten besiegelt.
Längst war mir der Schweiß ausgebrochen. Ich zitterte am gesamten Körper. Ich sah dieses verdammte Ei, und meine rechte Hand war zur Faust geschlossen.
So verbarg sie das Kreuz, das ich erst im allerletzten Augenblick zeigen würde.
Noch spürte ich den Einfluss nicht. Ich wollte genau abwarten. Wenn das Oval nahe genug heran war, um mich packen zu können, dann würde ich zuschlagen.
Das Ei bewegte sich nicht mehr so schnell. Mir kam es vor, als hätte es auch vor mir Furcht bekommen.
Dann aber war es da.
Ein Ruck, es schnellte vor. Ich riss im gleichen Augenblick den Arm hoch. In diesem Moment waren sämtliche Gedanken ausgeschaltet, die sich um Nadine Berger drehten. Es ging mir einzig und allein um den Erfolg und auch darum, mein Leben zu retten.
Ich sprach die Formel mit lauter Stimme aus. »Terra pestem teneto - Salus hic maneto!«
Jeder hörte die Worte. Das Kreuz reagierte; es verwandelte sich in einen strahlenden, gleißenden Stern, der auch mich blendete. Wie aus weiter Ferne vernahm ich den Schrei der Jade Prentiss, der kümmerte mich nicht, ich wusste die Frau bei Suko in guten Händen.
Statt dessen starrte ich auf das vor mir schwebende Oval, als sich die gleißende Helligkeit verzogen hatte.
War es noch da?
Ja und nein!
Was ich allerdings vor ihm sah, ließ einen Schauer der Angst über

meinen Rücken gleiten, denn damit hätte ich nie im Leben gerechnet…

ENDE des ersten Teils